

Diskussion · Miszellen

Jochen A. Bär

Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen?

Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache

Für Uwe Förster†

Today, the judging consideration of language questions is not held in high esteem by many linguists; it is usually let to inexperienced language consideration. The so-called *Sprachpflege* („language cultivation“) very often does mean conservative language criticism, and therefore by modern linguists it is regarded either with surprise or with displeasure, and most time it is not considered at all. This attitude is moulded by the structuralistic reformation of linguistics that took place since the decade after 1960, and by the historical and critical self-reflection that was caused by the student movement of 1968 especially in German philology. People of this attitude are not aware, though, that today, *Sprachpflege* means a divergent variety of activities, including respectable scientific work (on which e. g. the most important institution dedicated to language cultivation in Germany, the Gesellschaft für deutsche Sprache, is based).

The author takes up a linguistic tradition of language cultivation studies that has been maintained by a quite small number of scientists since about 1960. He argues for a more open linguistic attitude towards questions that interest the public (e. g. the future of the German language regarding the European integration, the international standing of English etc.), but he also respects the linguistic reservations against the word *Sprachpflege* and discusses alternative expressions, such as *Sprachkultivierung* and *Spracharbeit*. Yet terms like these, although they may be useful in many cases, are not fully synonymous with *Sprachpflege*. The author therefore suggests to keep *Sprachpflege* as a scientific term as well, provided that it is clearly defined: as a judging, yet a scientific and/or scientifically respectable consideration of language questions.

1. Sprachwissenschaft
2. Sprachpflege
3. Spracharbeit
 - 3.1. Sprachgebrauch
 - 3.2. Sprachforschung
 - 3.3. Sprachlehre
 - 3.4. Sprachauskunft
 - 3.5. Sprachberatung
 - 3.6. Sprachkritik
 - 3.7. Sprachwerbung
4. Spracharbeit und Sprachpflege: Gemeinsamkeiten – Unterschiede
5. Fazit
6. Literatur

1. Sprachwissenschaft

Geisteswissenschaften seien Diskussionswissenschaften, sagte ein führender baden-württembergischer Landespolitiker einmal, und er meinte damit: Sie drehen sich immer nur um sich selbst, reden nur mit sich selbst und bringen im Gegensatz zu den sogenannten „Produktionswissenschaften“ nichts ökonomisch Brauchbares hervor. Nimmt man den abschätzig gemeinten Ausdruck *Diskussionswissenschaft* wörtlich, so scheint er in der Tat geeignet zu sein, die gemeinten Disziplinen zu charakterisieren: Sie haben keinen dauerhaft gesicherten Gegenstand, den sie vermitteln könnten, sondern müssen ihn im Gespräch – und oft im Streitgespräch – immer wieder neu erarbeiten. Ihre Aufgabe ist Auslegung, Erläuterung, Sinnbietung¹, und sie führen, wenn sie recht betrieben werden, nicht nur mit sich, den Geisteswissenschaften, ein Gespräch über sich selbst, sondern mit der Gesellschaft ein Gespräch über sie, die Gesellschaft.

Die germanistische Linguistik, soweit sie sich als angewandte Linguistik versteht, vertritt genau dieses Selbstverständnis. Betrachtet man die Disziplin im Ganzen, so scheint es zwar derzeit noch, als ob eher die Gesellschaft mit der Linguistik reden wolle als umgekehrt (was vielleicht an den Mitteln liegen mag, das Interesse zu bekunden: Evaluieren lassen sich zwar wohl „Produktionswissenschaften“, „Diskussionswissenschaften“ aber per definitionem kaum). Doch gibt es in den letzten fünf, sechs Jahren Anzeichen dafür, dass eine Rückbesinnung auf die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz des Fachs wieder auf die Tagesordnung der germanistischen Linguistik zurückfindet. Unverkennbares Indiz dafür ist die 1999 in Mannheim abgehaltene 35. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, die unter dem Titel „Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit“ stand. Und auch 2000 auf dem 10. IVG-Kongress in Wien und 2001 auf dem Deutschen Germanistentag in Erlangen wurde dieser Aspekt in mehreren Sektionen thematisiert.²

Die Öffnung zur Öffentlichkeit impliziert, die dort vorhandenen Interessen am eigenen Gegenstand zur Kenntnis zu nehmen und zu bedienen. Nach Einschätzung von Hoberg (1999a, 217) sind damit drei große Themenbereiche angesprochen: „die Rechtschreibung und ihre Reform; [...] der so genannte Sprachverfall [...]; der englische bzw. amerikanische Einfluss auf die deutsche Sprache“. Angesichts der mittlerweile erkennbar abgeklungenen Diskussion

1 Ich verzichte bewusst auf Ausdrücke wie *Sinngebung* oder *Sinnstiftung* und verstehe die als *Sinn* bezeichneten Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Deutungsarbeit – ihrer historischen Relativität gemäß – hier lediglich als Angebote.

2 Im Übrigen soll nicht übersehen werden, dass nicht wenige Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler den Kontakt zum breiteren Publikum seit jeher immer wieder erfolgreich suchen. Es ist aber nicht zu leugnen, dass Bemühungen, öffentlich Gehör zu finden, von vielen Fachkollegen prinzipiell eher skeptisch bis abschätzig beurteilt werden, weil sie mit unzulässiger Vereinfachung komplexer Gegenstände in Zusammenhang gebracht werden.

um die Orthographiereform, die allenfalls 2005, zum Ende der Übergangsfrist zwischen alter und neuer Rechtschreibung, gewisse Chancen hat, noch einmal belebt zu werden, wird man das erste dieser drei Themen neuerdings als nachrangig ansehen können. Es scheint ersetzt worden zu sein durch die Frage nach der derzeitigen und künftigen Rolle der deutschen Sprache in Europa und in der Welt.

Mit diesen Gegenständen öffentlichen Interesses ist oft genug die Erwartung der engagierten Stellungnahme verbunden. Konkret gesprochen: Die Bürgerinnen und Bürger wollen nicht nur etwas über „Sprachverfall“, Fremdwörter usw. erfahren, sondern sie wollen zugleich wertende Einschätzungen und Handlungsempfehlungen hören (vgl. z.B. Hoberg 1995; Müller 1998). Ebenso wie längst Zoologen, Botaniker, Klimatologen als Tier- und Umweltschützer auftreten, wollen viele Menschen Sprachwissenschaftler als Sprachschützer sehen. Das mag, ebenso wie sonst in Fällen engagiert auftretender Wissenschaft, vielfach die Funktion bequemer Gewissensberuhigung erfüllen (nach dem Prinzip „Wo sich Fachleute kümmern, dürfen sich die Laien zurücklehnen“). Es hat aber auch die Funktion der moralischen Unterstützung: Die eigenen Ansichten sollen von kompetenter Seite bestätigt, gleichsam „abgesegnet“ werden.

Dieser Erwartung hat sich die Sprachwissenschaft nach 1968 in der Regel verweigert³, indem sie ein nicht mehr normatives, sondern vielfach rein deskriptives Selbstverständnis entwickelt hat. Insbesondere der Begriff des Sprachverfalls ist für Linguisten inakzeptabel; sie sprechen lieber wertfrei von sprachlichem Wandel und erklären sich damit zugleich in vielen Fällen für nicht zuständig, in denen die Öffentlichkeit – besser gesagt: eine bestimmte Teilöffentlichkeit⁴ – nach ihrem Urteil fragt.

Selbstverständlich gibt es für diese Haltung ernstzunehmende historische Gründe. Die enge Verbindung zu nationalchauvinistischen und rassistischen Ideologien, in die sich etliche Vertreter der „engagierten“ Beschäftigung mit Sprache Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gebracht hatten⁵, setzte nach 1968 deren Anliegen als solches einem moralischen Gene-

3 Vgl. zu dieser Einschätzung auch Schiewe (1998, 242ff.). Allerdings gilt auch hier die in Anmerkung 2 gemachte Einschränkung. Es kann selbstverständlich nicht darum gehen, Pauschalaussagen zu treffen. Die Formulierung „in der Regel“ weist auf eine herrschende Meinung; dabei ist bereits impliziert, dass es Ausnahmen von der Regel, Mindermeinungen gibt (und immer gab); vgl. z.B. Biere/Hoberg (1995).

4 Eine 1997 durchgeführte repräsentative Umfrage des Instituts für Deutsche Sprache (Stickel 1999, 21) hat ergeben, dass derzeit in Deutschland 43,5% der erwachsenen deutschsprachigen Bevölkerung Interesse an sprachlichen Fragen haben.

5 Zu denken ist hier vor allem an die (wissenschaftlichen ebenso wie nichtwissenschaftlichen) Mitglieder des puristischen Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, einer vor allem fremdwortpuristisch aktiven Vereinigung, die 1885 auf Betreiben des Braunschweiger Museumsdirektors Herman Riegel gegründet wurde und seit 1923

ralverdacht aus. Jede Art von Wertung oder Normierung war als undemokratisch verpönt; am liebsten sollte es nur noch unterschiedlichen Sprachgebrauch geben, keinen besseren oder schlechteren mehr.⁶

Auch heute ist in der Sprachwissenschaft noch vielfach eine Abneigung spürbar, sich dem Anspruch des breiteren Publikums zu stellen. Ein Umdenken zeichnet sich hier aber, wie gesagt, seit einigen Jahren immer deutlicher ab⁷ – mit gutem Grund: Angesichts der neuen historischen Rahmenbedingungen zu Ende des 20. und Beginn des 21. Jahrhunderts (gemeint sind hier vor allem die Prozesse der Globalisierung und der europäischen Integration) scheint eine gesellschaftliche Neubestimmung kultureller Identitäten unumgänglich – wobei eben diese Identitätsfrage in Deutschland traditionell mit der Sprache verknüpft wird (Law 2002, 82f.). Insbesondere der Themenkomplex der internationalen Rolle der deutschen Sprache ist hier wohl relevant. Weit stärker als beispielsweise die von Zeit zu Zeit aufflackernde Debatte um ein Antifremdwortgesetz dürfte er derzeit Potenzial haben, im Guten oder im Schlechten zum Politikum zu werden.

Eine Sprachwissenschaft, die sich der Auseinandersetzung mit den Fragen des aktuellen öffentlichen Interesses als Ganze entzöge, würde sich gerade zur Zeit in den Augen der Öffentlichkeit verzichtbar machen. Auch wenn es unerfreulicherweise die Öffentlichkeit selbst ist, die ihr Interesse bestimmt, so dass die Sprachwissenschaft hier vergleichsweise wenig Möglichkeiten des Agenda-Setting hat (vgl. 3.7), und auch wenn das Niveau, auf dem diskutiert werden kann, aus wissenschaftsinterner Sicht bisweilen eher niedrig und die sachliche Angemessenheit der Diskussion eher gering scheinen mag: Wo immer in der Gesellschaft Themen der Wissenschaft als relevant erachtet werden,

nur noch als Deutscher Sprachverein firmierte. Im Dritten Reich sympathisierte dieser Verein ausdrücklich mit den Machthabern und versuchte deren Rassenideologie auf das Gebiet der Sprache zu übertragen. Ironischerweise stieß er jedoch bei den Nationalsozialisten, die sich in ihrem Sprachgebrauch nicht reglementieren lassen wollten, auf wenig Gegenliebe. Bereits 1940 ließ Hitler fremdwortpuristische Bestrebungen rügen: „Der Führer wünscht nicht [...] gewaltsame Eindeutschungen und billigt nicht die künstliche Ersetzung längst ins Deutsche eingebürgerter Fremdwörter durch nicht aus dem Geist der deutschen Sprache geborene und den Sinn der Fremdwörter meist nur unvollkommen wiedergebende Wörter.“ (Zit. nach Kirkness 1975, 396)

6 Die Sprachwissenschaft trug mit dieser „Wertung durch Unterlassung“ das Ihre zum Beginn einer auch durch andere kulturelle, soziale und politische Entwicklungen bedingten Horizontalisierung des Varietätenspektrums bei, die bis heute andauert und es mittlerweile nahelegt, eine neue sprachhistorische Periode, eine Zeit nach dem Neuhochdeutschen anzusetzen (vgl. Bär 2000b; Schmidt 2002).

7 Schiewe (1998, 25) erkennt eine Revision der herrschenden Meinung bereits seit den 1980er Jahren: „Immer mehr Sprachwissenschaftler greifen sprachkritische Themen aus der Geschichte auf, betreiben selbst Sprachkritik mit Blick auf die Gegenwartsprache und diskutieren Methoden und Gegenstände einer linguistischen Sprachkritik.“

ist es allemal besser, wenn überhaupt auf einem gewissen Niveau und wenigstens mit einer gewissen sachlichen Angemessenheit diskutiert wird. Wo der Laie mit einem als wichtig erachteten Anliegen sich selbst überlassen bleibt, ist der Populist selten weit, und der wird auf Dauer nicht nur der Sache, sondern auch dem Fachmann schaden.⁸

2. Sprachpflege

Die Wertungs- und Normierungsunlust der Sprachwissenschaft nach 1968 ließ zugleich jede Art von (spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert⁹ als *Sprachpflege* bezeichnetem) Wertkonservatismus als nicht politisch korrekt erscheinen: Er wurde als Versuch elitärer Kompetenzwahrung, als ewig-gestrige Unbelehrbarkeit oder noch Schlimmeres gedeutet. Die Sache (und auch der Ausdruck *Sprachpflege*) blieb sprachlich interessierten Laienorganisationen überlassen, deren Wertschätzung für beides durch die neue Kursbestimmung der Linguistik nicht weiter berührt wurde. Die traditionsreichste und zweifellos bedeutendste (wenngleich nicht die mitgliederstärkste) Sprachpflegeorganisation ist heute die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden.¹⁰ Sie wurde 1947 als Nachfolgeorganisation des (Allgemeinen) Deutschen Sprachvereins gegründet¹¹ und hat nach eigenen Angaben ca. 2500 Mitglieder in weltweit derzeit 55 Zweigvereinen. Während sie in der Fremdwortfrage (an-

8 Dezierte Versuche dieser Art, wie hoch auch immer ihr Bedrohlichkeitspotenzial eingeschätzt werden mag, sind bekannt. So ließ im April 2000 der Vorsitzende des Vereins Deutsche Sprache (vgl. Anm. 10) wissen, er wolle „auch in Gesprächen mit Politikern keinen Hehl daraus machen, dass offenbar an Dutzenden von Lehrstühlen in Deutschland an nichts anderem gearbeitet wird, als unsere Sprache abzuschaffen“ (zit. n. Hoberg 2001, 312, Anm. 3).

9 Vgl. DWB, 2775.

10 Die „traditionsreichste“ deutsche Sprachpflegeinstitution ist die GfdS, sofern man nicht den bereits 1644 von Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) gegründeten, in Nürnberg ansässigen Pegnesischen Blumenorden in Betracht zieht, der sich gemäß geltender Satzung u. a. zum Ziel gesetzt hat, „die deutsche Sprache auf der Grundlage ihres überkommenen Wesens in ihrer Eigenart und Vielfalt zu erhalten und weiterzuentwickeln“ (Blumenorden 2001, 5), sich aber faktisch hauptsächlich der Literatur- und regionalen Traditionspflege widmet. (Zum Pegnesischen Blumenorden vgl. <http://www.ai.fh-nuernberg.de/Professors/Kuegel/Blumenorden/PBIO.htm>.) – Der zur Zeit größte Sprachpflegeverein ist der Verein Deutsche Sprache mit – nach eigenen Angaben (Stand: März 2002) – über 13000 Mitgliedern. (Zum VDS vgl. u. a. <http://www.vds-ev.de>; Hensel 1999; Hoberg 2000, 312, Anm. 3; Schiewe 2001, 282–288; Wiechers 2001, 155f.; Bär 2001, 15f.; Law 2002, 76–81.) – Einen guten Überblick über Sprachpflegeinstitutionen in Deutschland geben GfdS/IDS (1999); ergänzend dazu Wiechers (2001). Zu Institutionen in verschiedenen Ländern Europas vgl. Janich/Greule (2002).

11 Vgl. GfdS (1999, 70, § 23). – 1943 hatte der ADS als Gesamtverein seine Tätigkeit faktisch eingestellt; einzelne Zweigvereine existierten aber bis weit in die Nachkriegszeit hinein fort.

ders als seinerzeit der ADS) eine liberale Haltung einnimmt¹², hat sie den Begriff der Sprachpflege beibehalten.¹³ An Auseinandersetzungen darüber hat es freilich nicht gefehlt, und es wurden immer wieder Versuche unternommen, ihn neu zu bestimmen. Von der naiven Vorstellung einer bloßen Reglementierung des Sprachgebrauchs auf der Basis bestimmter Normen, wie sie 1973 in der dritten Auflage der Duden-Grammatik kritisiert worden war¹⁴, nahm der Verein Ende der siebziger Jahre ausdrücklich Abschied. 1979 beschäftigte sich die 29. ordentliche Sitzung des Gesamtvorstandes mit den Fragen, „ob bei den Mitgliedern der GfdS Einmütigkeit über Begriff und Ziel der Sprachpflege bestehe oder ob ‚Sprachpflege‘ je nach Bedarf und Geschmack mit verschiedenen Inhalten ausgestattet werden könne“ und was überhaupt *Sprachpflege* im Sinne der GfdS-Satzung bedeuten solle (Der Sprachdienst 23 [1979], 103). Die damaligen hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter wurden beauftragt, bis zur Mitgliederversammlung des folgenden Jahres „eine allgemein verständliche Darstellung von Begriff und Ziel der Sprachpflege [zu] erarbeiten“ (ebd.).

Dementsprechend befasste sich die Mitgliederversammlung des Jahres 1980 mit der Frage der Sprachpflege. Gottfried Kolde (Genf) hielt einen einleitenden Vortrag mit dem Titel *Sprachpflege als angewandte Sprachwissenschaft* (Kolde 1980), und die wissenschaftlichen Mitarbeiter der GfdS stellten ihren *Versuch einer Definition des Begriffs „Sprachpflege“* vor, der *Sprachpflege* im Sinne einer „informierenden und pädagogischen Tätigkeit“ fasste¹⁵.

Diese Definition wurde dann allerdings nicht, wie es ursprünglich geplant war¹⁶, von den Zweigvorsitzenden mit den Mitgliedern besprochen und dann im Gesamtvorstand beraten (vgl. Müller 1993, 161). Obwohl zwischenzeitlich

12 Vgl. z. B. Hoberg (1996), Siewert (1996), Stellungnahme (1999), Hoberg (2000). – Es sei darauf hingewiesen, dass derart liberale Positionen keineswegs neu sind, sondern in der Geschichte der Sprachreflexion eine mindestens ebenso lange (nämlich mindestens bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende) Tradition haben wie der Fremdwortpurismus (vgl. Gardt 1994, 430f.).

13 Nach geltender Satzung ist die GfdS ein „Verein zur Pflege und Erforschung der deutschen Gegenwartssprache“ (GfdS 1999, 68, § 1). Die Satzung des ADS verwendete bereits das Wort *pflegen*: Der „Zweck“ dieses Vereins bestand darin, „die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen“ (Satzungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Braunschweig 1886, 3; zitiert nach einer Kopie des Exemplars der Sächsischen Landesbibliothek Dresden). Auch die Neufassung der Satzung von 1923 fordert, „die deutsche Sprache [zu] hüten und [zu] pflegen“ (Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 38 [1923], 17).

14 Vgl. Duden-Grammatik (1973, 20).

15 Vgl. Der Sprachdienst 24 (1980), 121: „Sprachpflege ist die Anleitung der Sprachteilhaber, die in der Sprache angelegten, sich wandelnden Möglichkeiten situationsgerecht und gut zu nutzen. Die wissenschaftlich begründete Sprachpflege nimmt dabei die Kenntnis der Sprachentwicklung zu Hilfe, berücksichtigt also die Ergebnisse der Forschung (Beobachtung, Registrierung und Analyse vergangener und gegenwärtiger Sprachzustände sowie Ermittlung künftiger Verhältnisse) bei ihrer informierenden und pädagogischen Tätigkeit.“

16 Vgl. Der Sprachdienst 24 (1980), 121.

gewichtige Diskussionsbeiträge geliefert wurden (z.B. Greule 1982), gab es erst zu Beginn der 90er Jahre eine lebhafte Debatte über Aufgaben und Ziele der Gesellschaft für deutsche Sprache und über die Frage, ob der Ausdruck *Sprachpflege* zu deren Charakterisierung geeignet sei. 1992 wurde auf der 23. ordentlichen Mitgliederversammlung ein Antrag des Hauptvorstandes auf Änderung der Satzung diskutiert, der u. a. beabsichtigt hatte, den „Zweck“ der Gesellschaft unter Verzicht auf das Wort *Pflege* (der deutschen Gegenwartssprache) folgendermaßen zu beschreiben: „Die Gesellschaft für deutsche Sprache [...] ist ein [...] Verein, der die Entwicklung und den Gebrauch der deutschen Sprache durch Beobachtung, Forschung und Empfehlungen begleitet.“¹⁷ Der Antrag wurde mehrheitlich verworfen, ebenso ein Vorschlag, die Satzung an der bewussten Stelle durch das Wort *Kritik* zu ergänzen.¹⁸

Versucht man das Ergebnis der Bemühungen um die intensionale Bestimmung des Sprachpflegebegriffs zu fassen, so ergibt sich Folgendes: Sprachpflege im Sinne der Gesellschaft für deutsche Sprache ist eine Beschäftigung mit Sprache, die auf der Basis sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse erfolgt und diese Erkenntnisse der interessierten Öffentlichkeit in allgemein verständlicher Form zugänglich macht; sie ist angewandte Sprachwissenschaft und Sprachwissenschaftsvermittlung.¹⁹ Zugleich ist sie sprachliches Engagement, das Wertung und dezidierte Stellungnahme in sprachlichen Fragen impliziert, und Sprachlenkung: der Versuch, auf das sprachliche Verhalten, den Sprachgebrauch einzelner Personen, bestimmter Personengruppen oder der Allgemeinheit Einfluss zu nehmen.

Obgleich der Versuch unternommen wurde, *Sprachpflege* in diesem Sinne als Terminus zu etablieren, ist das Wort nach wie vor strittig und nicht überall gleichermaßen akzeptiert (vgl. auch Greule 1982; ders. 1998). So wird beispielsweise kritisiert, es impliziere eine Metaphorik, die auf die Sprache aus heutiger Sicht nicht zutrifft:

Pflegen kann man sein Auto, damit es nicht so schnell rostet, seinen Bart, damit er nicht verwildert, oder einen Kranken, um ihn wieder gesund zu machen. Eine ‚Sprache pflegen‘ würde demnach voraussetzen, daß die Sprache erkranken kann oder krank ist oder daß sie verwildert, verfällt, ihre Leistung nicht mehr erbringt, an Wert verliert, wenn man sie nicht pflegt. Eine Sprache aber kann nicht krank sein, auch verfällt sie nicht – sie kann sich nur verändern. (Schiewe 1998, 17)²⁰

17 Der Sprachdienst 36 (1992), Beilage nach S. 20, S. I.

18 Vorschlag von Armin Burkhardt: „Die Gesellschaft für deutsche Sprache ist ein [...] Verein zur Pflege, Erforschung und Kritik der deutschen Gegenwartssprache“; Der Sprachdienst 36 (1992), S. 132.

19 Einen weiter gefassten Begriff von Sprachpflege entwickelt Greule (1986): „Sprachpflege als Summe der Bemühungen, die zur Sprachkultur führen, umfaßt nicht nur die Sprachberatung, sondern wesentlich mehr. In die Sprachkultivierung einzubeziehen sind auch die Massenmedien und die Bildungseinrichtungen.“ (Ebd., 207)

20 Vgl. auch Heidenreich (1996, 98): „Ich wußte, daß die Deutschen ihren Wagen pflegen, ihren Vorgarten, ihre Haare, ihre Buntwäsche, aber daß die Sprache gepflegt wird, fand ich doch erstaunlich. Wie pflegt man Sprache?“

Solchen Vorbehalten ist freilich mit dem Hinweis auf weitere Verwendungsweisen des fraglichen Verbs zu begegnen: *Pflegen* kann man im Deutschen nicht nur den Garten, die Wäsche, ein Auto, seinen Bart oder einen Kranken, sondern auch Kontakte, Beziehungen und Freundschaften. Dabei geht es nicht um das Abwenden von Krankheit, Verwilderung oder Verfall, und auch nicht um die Zementierung eines bestimmten Zustands, sondern um die Bewahrung eines bestimmten qualitativen Standards in ansonsten durchaus nicht statischen Relationen. Dasselbe gilt auch für das *Pflegen* einer Homepage: Hier impliziert das Verb geradezu die beständige dynamische Weiterentwicklung, die Anpassung an sich verändernde Umstände. Ist es aber möglich, dies durch das Wort *pflegen* zum Ausdruck zu bringen, so wird die Kritik hinfällig, das Wort *Sprachpflege* impliziere notwendig die Meinung, dass Sprache krank werden oder verwildern könne. Sie wird zwar traditionell damit assoziiert, und diese traditionelle Assoziation ist sogar durchaus eng; man muss aber gleichwohl akzeptieren, dass Personen und Institutionen sich von eben dieser Meinung explizit distanzieren und trotzdem den Sprachpflegebegriff programmatisch verwenden können.²¹

Gleichwohl, und diese Tatsache wird von den kritischen Befürwortern des Ausdrucks auch keineswegs ignoriert, ist *Sprachpflege* assoziativ belegt. Die lange Tradition, in welcher der Ausdruck eng mit nationalistischem Purismus verbunden war, hat ihre Spuren hinterlassen. Grund für manche, seine Verwendung, gleich wie deutlich modifiziert sie inzwischen sein mag, abzulehnen²² – für manche anderen dagegen, ihn ungebrochen für sich reklamieren: Die Forderung nach „Pfleger deutscher Sprache, Kultur und Geschichte“ wird oft genug von Leuten erhoben, die aus eben dieser Geschichte wenig gelernt haben und deren Affinität zu Sprache und Kultur um nichts größer ist.²³ –

21 Vgl. auch Villiger (1995, 147): „Pfleger ist [...] ein königlicher Begriff, aber er muß so verstanden werden, wie er aus Adalbert Stifters Werk herausgelesen werden kann [...]: als Bemühen des Menschen, allem Seienden, dem Mitmenschen, den Tieren und Pflanzen, der Natur überhaupt, aber auch den Gütern der Kultur zur größtmöglichen Entfaltung der in ihnen liegenden Möglichkeiten zu verhelfen. Da nun die Sprache ja wohl das Kulturgut schlechthin ist, dürfte es uns auch in besonderem Masse [sic] angelegen sein, sie zu pflegen.“

22 Somit gilt immer noch, was Greule (1982, 272) festgestellt hat: „Es fällt der germanistischen Sprachwissenschaft offensichtlich schwer, sich aus der Ablehnung oder aus einer Distanzierung zur Sprachpflege zu lösen.“

23 Vgl. Schlosser (1993, 159): „Zu den hessischen Kommunalwahlen 1993, aber durchaus mit bundespolitischem Ehrgeiz, ist erstmals eine ‚Deutsche Heimat Partei‘ (DHP) angetreten, die maßgeblich von ehemaligen ‚Republikanern‘ bestimmt wird [...]. Die kulturpolitischen Akzente dieser Neugründung kommen in einem eigenen Programmpunkt zum Ausdruck, der in Werbeanzeigen unter anderem das folgende fordert: ‚Pfleger deutscher Sprache, Kultur und Geschichte in Schule und Gesellschaft. Erziehung der Jugend zur Heimat DEUTSCHLAND und unseren Traditionen vom Mittelalter bis Neuzeit ...‘ Das Eichenblatt um das Parteikürzel DHP im Signet der neuen Gruppierung unterstreicht auf eindruckliche Weise das deutschnationale Bekenntnis. Bereits das Zitierte könnte die *Gesellschaft für deutsche Sprache* bewegen, mit derartigen ‚Sprachpflegern‘ nichts gemein haben zu wollen; denn das

Doch selbst unabhängig von derlei historischen Reminiszenzen scheint das Wort heute die Assoziation des Betulichen hervorzurufen und evoziert bei der jüngeren Generation lediglich die (aus der Perspektive der modernen, wissenschaftlich fundierten Sprachpflege falsche, zumindest einseitige) Vorstellung des Konservierenwollens, des Beharrens auf einem nicht mehr allgemein üblichen Sprachstand (so Stöckhardt 2000, 208). Daneben kann noch kritisch vermerkt werden, dass der Ausdruck *Sprachpflege* euphemistisch ist: Da unter *Pflege* gemeinhin eine affirmierende, inoffensive Tätigkeit verstanden wird, macht er es möglich, ein offenes Bekenntnis zum Anspruch der gezielten Einflussnahme zu vermeiden.

Eine mögliche Konsequenz aus der Tatsache, dass aus einem oder mehreren der genannten Gründe das Wort *Sprachpflege* zur Bezeichnung des Anliegens der wissenschaftlich fundierten wertenden Beschäftigung mit Sprache nicht gut geeignet scheinen kann, ist die Suche nach anderen Ausdrücken. Stöckhardt (2000, 208f.) diskutiert verschiedene Vorschläge: *Sprachkultur* (vgl. z.B. Weinrich 1985, 17; Greule 1992, 167ff.), *Sprachliebe* („Liebe zur Sprache“), *Sprachkritik* (vgl. z.B. Schiewe 1998, 17), *Sprachförderung* (Greule 1986; mit inhaltlich anderer Fassung ders. 1992) und *Sprachbildung*. Dabei gilt für die Ausdrücke *Sprachkultur* und *Sprachliebe*: Sie sind im Deutschen nicht als Nomina actionis zu verwenden, vielmehr nur als Nomina qualitatis und können daher nicht als adäquate Ersatzwörter für *Sprachpflege* dienen.²⁴ *Sprachkritik* ist demgegenüber

von seiner Semantik her zu eng – trotz aller Versuche, dieselbe auszuweiten (z.B. durch den Hinweis darauf, dass es nicht nur negative, sondern auch positive Kritik gebe). Denn *pflegen* bedeutet nicht nur ‚konservieren‘, sondern zugleich auch ‚etwas üben‘ bzw. ‚etwas üblicherweise tun‘: Man kann nicht nur „die Sprache pflegen“, sondern auch – altertümlich zwar – „der Sprache pflegen“. Dieser wichtige, auf den Gebrauch der Sprache weisende Aspekt wird zu wenig berücksichtigt,

Fehlen des Bindestrichs im Parteinamen sowie die kakophonischen und sogar grammatisch falschen Konstruktionen mit ‚zu/zur‘ und ‚vom – bis‘ belegen wieder einmal, daß ein Hang zur Sprachpflege auch dort ausgeprägt ist, wo man sich der eigenen Sprachmängel am wenigsten bewußt ist. Die enge Verbindung von Deutschtumspärolen und Sprachpflegeambitionen der zitierten Art hat ebenfalls eine Tradition, von der sich die *Gesellschaft für deutsche Sprache* möglichst weit entfernt halten sollte.“ – Vgl. auch Nüssler (1982, 99): „Jeder Mitarbeiter der *Gesellschaft für deutsche Sprache* könnte erzählen, wie oft er als Sprachpfleger – je nachdem – beteuern oder sich dafür entschuldigen muß, daß die Fremdwörterjagd nicht zu seinen Aufgaben gehört. Dies allein ist schon Grund genug dafür, daß wir mehr und mehr von der Ideologie-anfälligen Bezeichnung ‚Sprachpfleger‘ abrücken und uns lieber der unverfänglichen und auch recht honorig klingenden Berufsbezeichnung ‚Sprachberater‘ bedienen.“

24 Dies gilt nicht für den ebenfalls gebräuchlichen Terminus *Sprachkultivierung* (z.B. Wimmer 1984; Greule 1995; ders. 1998). Bei diesem Ausdruck muss man freilich ebenso wie bei *Sprachpflege* über bestimmte kaum wünschenswerte Assoziationen hinwegsehen: *Kultivierung* lässt an die Erschließung eines Urwalds oder auch an die Erziehung eines Barbarenvolks denken, und beides scheint als Metapher für das Anliegen der Optimierung von Sprachgebrauchsmöglichkeiten nicht wirklich passend.

wenn man sich vornehmlich auf die wertende Beschäftigung mit ihr konzentriert. Anders gesagt: Sprachpflege ist nicht, wie Sprachkritik, eine rein metasprachliche Tätigkeit, sondern umfasst neben dem Sprechen oder Schreiben über Sprache auch das Sprechen oder Schreiben selbst. (Stöckhardt 2000, 208²⁵)

Der Aspekt der Sprachverwendung fehlt ebenfalls bei dem ansonsten bedenkenswerten Ausdruck *Sprachförderung*. Doch auch *Sprachbildung* – der von Stöckhardt (2000, 209) präferierte Ausdruck – erscheint als nicht recht geeignet: Der Ausdruck erhebt inhaltlich einen zu hohen Anspruch, als dass er als Ersatz für *Sprachpflege* Verwendung finden sollte: Wer ist gebildet genug, die Sprache zu bilden?

Mit anderen Worten: Gesucht wird ein Ausdruck, der zugleich vielsagend und unbelastet, zugleich bescheiden und anspruchsvoll genug ist, die Tätigkeit dessen zu beschreiben, der einerseits sich um einen guten eigenen Sprachgebrauch bemüht, andererseits in der Öffentlichkeit für Interesse an sprachlichen Fragen und das Bemühen um gute Sprachverwendung wirbt und bei letzterem auf der Grundlage des aktuellen sprachwissenschaftlichen Kenntnisstandes durch Information und Kritik konkrete Hilfestellung leistet. – Es soll ein einfacher, leicht zu verstehender und zu verwendender, positiv besetzter Ausdruck sein, der in möglichst vielen Zusammenhängen synonym zu *Sprachpflege* gebraucht werden kann (mithin auch die Ernsthaftigkeit der Tätigkeit, das hinter ihr stehende Engagement und die Bereitschaft zur kritischen Stellungnahme erkennen lassen muss).

3. Spracharbeit

Ein Ausdruck, der alle genannten Kriterien erfüllt, ist *Spracharbeit*. Das Wort ist als Nomen actionis zu verwenden, ermöglicht darüber hinaus, was gleichfalls wünschenswert ist, die Ableitung von Nomina agentis (*Spracharbeiter*, *Spracharbeiterin*). Es hat den vierfachen Sinn der Sprachverwendung (‚Arbeit mit Sprache‘), der konstatierend-informierenden Sprachreflexion (‚Arbeit über Sprache‘), der kritischen Sprachreflexion (‚Arbeit an der Sprache‘ – will sagen: am Sprachgebrauch) und des sprachlichen Engagements (‚Arbeit für die Sprache‘ – will sagen: für Sprachbewusstsein und einen guten Sprachgebrauch). Es verzichtet auf den betulich wirkenden und unangemessene Metaphorik implizierenden karitativen Nebensinn von *Sprachpflege* und bekennt sich zu dem Anspruch aktiver Einflussnahme auf den Sprachgebrauch anderer Personen. Es ist alt²⁶, aber aus heutiger Sicht dennoch ideologisch neutral –

25 Vgl. auch meinen Punkt 3.1 im vorliegenden Beitrag sowie Gauger/Oesterreicher (1982, 79), wo *Sprachpflege* als „Oberbegriff“ zu *Sprachkritik* verstanden wird.

26 Bereits in der Barockzeit wurde *Spracharbeit* von Sprachtheoretikern und -kritikern zur Bezeichnung ihrer Tätigkeit verwendet, z.B. von Georg Philipp Harsdörffer. Von diesem Autor stammt eine Abhandlung aus dem Jahr 1644, die das Wort sogar im Titel führt: *Schutzschrift für Die Teutsche Spracharbeit I und Derselben Beflüssene* (in: Harsdörffer 1968, [339]–[398]).

wohl aufgrund der Tatsache, dass es in den letzten beiden Jahrhunderten immer im Schatten von *Sprachpflege* stand. Das Grundwort *Arbeit* im Sinne von geistiger Tätigkeit ist positiv konnotiert, lässt gleichermaßen Ethos und Bescheidenheit anklingen. Zudem ist es stilistisch im Gegensatz beispielsweise zu *Sprachkultivierung* nicht markiert; umgangssprachlich gesprochen: Es ist ein „einfaches“, kein bildungssprachlich-wissenschaftliches Wort, und es ist daher auch in der Kommunikation mit Laien brauchbar, ohne Vorbehalte zu erregen.

Extensional umfasst der Begriff der Spracharbeit mindestens sieben Aspekte: Sprachgebrauch (3.1), Sprachforschung (3.2), Sprachlehre (3.3), Sprachauskunft (3.4), Sprachberatung (3.5), Sprachkritik (3.6) und Sprachwerbung (3.7).²⁷

3.1. Sprachgebrauch

Sprachgebrauch geht mit allen anderen Erscheinungsformen der Spracharbeit einher – trivialerweise allein schon deshalb, weil man sich nicht, ohne Sprache zu verwenden, mit Sprache beschäftigen kann. Sprache ist als Gegenstand der Reflexion immer zugleich Instrument derselben. Zudem gilt: Die Autorität der Sprachberatung und zumal der Sprachkritik, die deren Anmerkungen, Vorschlägen und Empfehlungen Gewicht geben muss, gründet nicht nur darin, dass man etwas über Sprache, sondern zugleich darin, dass man sie selbst exemplarisch zu gebrauchen weiß. Anders gesagt: Spracharbeit sollte stets vor der eigenen Haustür beginnen²⁸; es geht um den Balken im eigenen Auge, nicht um den Splitter im Auge des Nachbarn ...

27 Diese Aspekte konvergieren teilweise mit den von Greule (1998, 27ff.) vorgestellten „Sprachkultivierungsmodi“; so beispielsweise „unterrichtsmäßige Sprachkultivierung“ (ebd.) mit „Sprachlehre“. Unterschiede kommen hauptsächlich dadurch zustande, dass im gegenwärtigen Zusammenhang einheitlicher auf die Kommunikationsintention als Kategorisierungskriterium Wert gelegt wird.

28 Vgl. Greule (1982, 266): „Kennzeichnend für diese Art der Sprachpflege – ich nenne sie *individuelle Sprachpflege* oder *Sprachpflege*¹ – ist die Bewußtheit und kritische Distanz des Sprachteilhabers in bezug vor allem auf seine Sprachverwendung (aber auch auf die anderer), das Wissen um die Möglichkeiten der Sprache und ihren Einsatz in der Sprachverwendung und das daraus erwachsende Sprachhandeln.“ – Vgl. auch Wimmer (1994, 259): „Die linguistisch begründete Sprachkritik hat nicht das Ziel, die Sprachhandlungen oder andere soziale Handlungen von Sprechern direkt und unmittelbar zu verändern oder sonstwie in ihrer Orientierung zu determinieren. Vielmehr ist das Ziel, mittelbar, d.h. über die Reflexion des Sprachgebrauchs bzw. über das ‚Sprachbewußtsein‘, auf das Sprachhandeln einzuwirken. Ziel der Sprachkritik ist die Förderung eines reflektierten Sprachgebrauchs aller an der Kommunikation Beteiligten. Jemandes Sprachgebrauch ist reflektiert, wenn dieser Jemand in der Lage und bereit ist, in relevanten Situationen die Regeln seines eigenen Sprachgebrauchs unter kommunikationsethischen Gesichtspunkten zur Diskussion zu stellen.“ – Vgl. auch Stöckhardt (2000, 205): „Sprachpflege ist [...] in erster Linie eine Aufgabe jedes und jeder Einzelnen, und sie muss beim je eigenen Sprachgebrauch ansetzen.“

Der Hinweis auf den exemplarischen Gebrauch zeigt bereits an, dass es im Sinne der Spracharbeit nicht lediglich um Sprechen oder Schreiben geht, sondern um ein anhand geltender Qualitätsmaßstäbe reflektiertes Sprechen oder Schreiben. Als allgemeinsten und zugleich wichtigsten dieser Maßstäbe kann die alte rhetorische Kategorie des *Aptum*, der Angemessenheit gesehen werden (so auch Greule/Lebsanft 1998, 10). Analog zu den von Bühler (1934) benannten drei Grundfunktionen des sprachlichen Zeichens (Ausdruck, Appell und Darstellung) ist Angemessenheit des Sprachgebrauchs unter mindestens drei Aspekten zu postulieren: Guter Sprachgebrauch ist angemessen dem Sprecher und seinen Intentionen, dem Adressaten und seinen Erwartungen und dem Gegenstand und seinen Erfordernissen. Alle drei Aspekte zusammen in ihrem je spezifischen Verhältnis konstituieren die Situation, in welcher der Sprachgebrauch erfolgt, wobei durchaus der eine oder andere Aspekt deutlich im Vordergrund stehen bzw. auch zurücktreten kann. Die Reflexion darüber, wie hier im Einzelnen zu gewichten sei, ist dann dasjenige, was als das *Bemühen* um guten Sprachgebrauch im Sinne der Sprachpflege bezeichnet werden kann.

3.2. Sprachforschung

Sprachforschung im Sinne der Spracharbeit ist die Beschäftigung mit demjenigen, was man über Sprache weiß (wobei aufgrund der Tatsache, dass alle Unterschiedliches wissen, bei dieser Beschäftigung in der Regel etwas herauskommt, was so bislang noch niemand wusste). Zu unterscheiden sind in Anlehnung an Mattheier (1995, 15ff.) mindestens vier große Gegenstandsbereiche, mit denen „neben der Sprachlichkeit auch die Sprachgemeinschaft und das sprachliche Handeln thematisiert werden“ (ebd., 17): Sprachsystemforschung, Sprachgebrauchsforschung, Sprachbewusstseinsforschung und Sprachkontaktforschung (jeweils sowohl gegenwartsbezogen wie historisch).

Ohne Sprachforschung ist keine der anderen Formen von Spracharbeit sinnvoll möglich, da sie allein eine inhaltliche Füllung und Fundierung derselben gewährleistet. Damit ist ein hartes Kriterium für die Bewertung jeder Art von Spracharbeit genannt: Sie muss (im Sinne von Förster 2000) „auf wissenschaftlicher Grundlage“ erfolgen. Selbst für bewussten Sprachgebrauch ist die Berücksichtigung bestimmter Ergebnisse der Sprachforschung – konkret beispielsweise der Rhetorik und Stilistik, der Kommunikationstheorie oder der Textlinguistik – unerlässlich (sieht man einmal von so etwas wie „natürlichem“ Sprachgefühl ab, das zwar sicher sein kann, aber eben unbewusst wirkt).

Allerdings können auch umgekehrt Erfordernisse der praktischen Spracharbeit (des Sprachgebrauchs, der Sprachlehre, Sprachauskunft und Sprachberatung, ja sogar der Sprachkritik und Sprachwerbung) die Sprachforschung auf bestimmte Themen von öffentlichem Interesse aufmerksam machen und ihre Beschäftigung mit ihnen anregen. Damit soll selbstverständlich keine thematische Beschränkung und keine Einschränkung der Autono-

mie wissenschaftlichen Arbeitens impliziert werden. Die Relevanz eines Themas lässt sich nicht an seiner Breitenwirkung messen. Zudem ist auch gar nicht jedes Thema mit allen gleichermaßen zu diskutieren. Mit wünschenswerter Schärfe hat dies kürzlich Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Eröffnungsvortrag auf dem Erlanger Germanistentag 2001 akzentuiert.²⁹ Die Bedeutung des wissenschaftlichen Elfenbeinturms sei anzuerkennen und zu verteidigen. Zu unterscheiden sei zwischen innerwissenschaftlichem und öffentlichem Diskurs, und nur im letzteren habe die Wissenschaft affirmierende Funktion. Im ersteren hingegen habe sie die Aufgabe der kritischen (und selbstkritischen) Reflexion, durch die allein Wissensfortschritte erzielt werden können, und dürfe nicht nur, sondern müsse sogar in einer gewissen Exklusivität agieren, in einem geschützten Raum, innerhalb dessen „riskantes Denken“ möglich sei, ohne gleich in einer größeren Öffentlichkeit Verunsicherung hervorzurufen.

3.3. Sprachlehre

Sprachlehre heißt hier jene adressatenorientiert zum Zweck der Information erfolgende Beschäftigung mit sprachlichen Themen, die ohne Anlass einer direkten Frage erfolgt (also nicht auf unmittelbare Initiative des Informanden).³⁰ Sprachlehre erfolgt in der Regel mündlich und richtet sich üblicherweise in Form von geplanten Veranstaltungen (z. B. Vorträgen) an eine Gruppe von Adressaten; sie kann aber, etwa im persönlichen Gespräch, auch nur auf einen einzigen Adressaten zielen. Die Sprachlehre ist hier offen zur Sprachauskunft, da der Lehrende jederzeit in die Situation kommen kann, konkrete Fragen zu seinem Thema (aber auch zu ganz anderen sprachlichen Themen) zu beantworten; sie ist darüber hinaus offen zur Sprachberatung und Sprachkritik, da die Grenze zwischen Information und Wertung fließend ist.

Im Sinne der Spracharbeit verstanden, soll Sprachlehre neben fachlichen Inhalten und Fähigkeiten des praktischen Sprachgebrauchs vor allem ein prinzipielles Interesse an der Auseinandersetzung mit sprachlichen Fragen vermitteln. Sie kann – eben dies impliziert der Aspekt der Adressatenbezogenheit – vom universitären Seminar bis zum Volkshochschulvortrag und zur Unterrichtseinheit im schulischen Deutschunterricht reichen.³¹

²⁹ Da die Akten des Erlanger Germanistentags zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Beitrags noch nicht erschienen sind, bin ich bei der Wiedergabe der Aussagen Gumbrechts auf Notizen und Gedächtnis angewiesen; sie bleibt daher notwendigerweise undetailliert.

³⁰ Zum Unterscheidungskriterium „gefragt oder ungefragt?“ vgl. auch Nüssler (1982, 102f.).

³¹ Zwar wird in der Sprachkultivierungsdiskussion oft nur der Aspekt der Erwachsenenbildung berücksichtigt; dies kann aber allenfalls pragmatische, keine prinzipiellen Gründe haben. In der Tat bleibt gerade der schulische Deutschunterricht aus Sicht der Spracharbeit oft defizitär. Dies gilt sowohl hinsichtlich der Ausbildung

Sprachlehre im hier erläuterten Sinne, wenngleich sie prototypisch am ehesten im Rahmen mündlicher Interaktionsformen stattfindet, kann im Übrigen durchaus auch schriftlich (mittels informierender bzw. belehrender Texte) erfolgen. Auch hier ist die Orientierung auf den Adressaten hin unabdingbar. Von ihm hängt die Antwort auf die Frage des angemessenen Sprachgebrauchs in der wissenschaftlichen Darstellung ab. Theoretisch ist dies eine Trivialität, praktisch indes (noch) keineswegs. Neben der – in Deutschland besonders traditionell – ausgeprägten fachspezifischen Darstellung ist eine auf allgemeine Verständlichkeit abzielende erforderlich, die gewissermaßen als

von Sprachgebrauchsfähigkeiten (Rechtschreibung, Grammatik, Stilistik, Techniken der Textproduktion usw.) als auch hinsichtlich des Erwerbs sprachwissenschaftlicher Grundkenntnisse. Die wenigsten Abiturienten wissen beispielsweise, dass sie an den meisten Universitäten außer deutscher Literatur- auch noch deutsche Sprachwissenschaft, und zwar in struktureller und vielerorts auch in historischer Hinsicht, studieren müssen, wenn sie sich für das Fach Germanistik entscheiden. Etliche Studienanfänger dieses Faches (!) sind überfordert, wenn sie den Verlauf einer Stunde in einem Protokoll wiedergeben müssen, und ebenso sind viele außerstande, ein vorbereitetes Thema in freiem Vortrag verständlich und interessant zu präsentieren. Die Frage darf gestellt werden, ob hier nicht ein strukturelles Problem liegt. Der schulische Deutschunterricht ist zumindest in der gymnasialen Oberstufe vielfach stark literaturzentriert. Es ist nicht zu bestreiten, dass angehenden Germanisten damit wichtige Kenntnisse und auch Fähigkeiten vermittelt werden, ebensowenig aber, dass andere, ebenso wichtige sich ihnen auf diese Weise kaum erschließen – und zwar eben solche, deren neben ihnen auch ihre in anderen Fächern zum Studium antretenden Mitschüler bedürften. Es scheint, dass das weitgespannte Anforderungsprofil ein prinzipielles Dilemma des Deutschunterrichts ist: Er soll ebenso einen Überblick über Grundzüge und wichtige Werke der deutschen Literatur- und teilweise auch Geistesgeschichte vermitteln wie das Vermögen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks, die Beherrschung von Arbeitstechniken der Analyse und auch der praktischen Produktion verschiedener Textsorten, ein sprachreflexives und sprachkritisches Bewusstsein usw., und aus Zeitgründen muss daher oft der Literaturunterricht die Gegenstände für den Sprachunterricht liefern. Damit wird man jedoch mindestens ebenso oft weder den literarischen Werken in ihrer historischen Dimension gerecht, noch lässt sich – selbst wenn man mit Coseriu (1980, 110) in der Literatur die „Entfaltung aller sprachlichen Möglichkeiten“ findet – der Aspekt der praxisbezogenen Sprachreflexion in angemessenem Umfang berücksichtigen. – Eine Möglichkeit, beides zu leisten, bestünde in einer Differenzierung des Schulfaches Deutsch in der gymnasialen Oberstufe in das Pflichtfach Deutsche Sprache und das Wahlpflichtfach Deutsche Literatur. Es erscheint ja wenig sinnvoll, einen Schüler, der sich aufgrund seiner Begabungen und Interessen dafür durchaus nicht eignet, mit Details der europäischen Literatur- und Geistesgeschichte zu traktieren; sehr wohl hingegen sollte jeder Schüler, für welchen Beruf auch immer er sich später entscheiden mag, durch den Schulunterricht in den Stand versetzt werden, einen mehr oder weniger komplexen Sachverhalt strukturiert, nachvollziehbar, orthographisch einigermaßen korrekt und in halbwegs passablem Deutsch zu Papier bzw. Computer zu bringen. (Ob und wie ein solcher Vorschlag zu realisieren wäre, steht hier nicht zur Debatte. Es sei aber darauf hingewiesen, dass eine zukünftige Rolle der deutschen Sprache in Europa und der Welt ohne entschiedene bildungspolitische Förderung derselben im Inland kaum denkbar ist. Wie bereits an anderer Stelle bemerkt: Spracharbeit beginnt zu Hause.)

zielsprachlich ausgerichtete Übersetzung der ersteren fungiert.³² Um sie über die bereits vorhandenen Ansätze hinaus³³ zum selbstverständlichen Bestandteil der wissenschaftlichen Praxis werden zu lassen, sollte sie möglichst schon in die wissenschaftliche Ausbildung einbezogen sein. Es sollte Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern gleichermaßen leicht fallen und übrigens auch gleichermaßen legitim erscheinen, einen dreispaltigen Artikel für eine – freilich nicht zu viel Wert auf Knappheit der Sätze wie der Gedanken legende – Tageszeitung zu verfassen wie einen dreißigseitigen Aufsatz für eine Fachzeitschrift, den zu verstehen sie selbst Mühe haben.³⁴

Als ein Sonderfall der Sprachlehre ist im Übrigen noch die Kodifikation eines bestimmten Sprachgebrauchs mittels Wörterbüchern und Grammatiken zu nennen. Gerade weil diese in Deutschland keinen amtlichen Status hat (vgl. Greule 1998, 31), muss man sie als belehrend interpretieren. Dabei ist der große Einfluss, den insbesondere die Publikationen der Dudenredaktion ausüben, nicht zu unterschätzen. Was „im Duden“ steht (gleich in welchem) ist für viele Menschen gleichbedeutend mit gültiger Norm, und die daraus entstehende Verantwortung ist den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Dudenredaktion auch deutlich bewusst (vgl. Wermke 1998, 22).

3.4. Sprachauskunft

Unter Sprachauskunft wird hier die durch eine konkrete Frage veranlasste Information über ein sprachliches Thema verstanden. Initiativ ist dabei nicht der Informant, wie im Falle der Sprachlehre, sondern der Informand. Sprachauskünfte erbitten in aller Regel sprachwissenschaftliche Laien von Sprachexperten bzw. von solchen, die sie dafür halten. Die meisten werden auf telefoni-

32 Vgl. Schiewe (1998, 286), der Ähnliches für die Darstellung wissenschaftlich fundierter Sprachkritik fordert. Die Linguistik müsse „über die Darstellungsformen ihrer sprachkritischen Aussagen nachdenken. Eine strenge Wissenschaftssprache, wie sie sich die moderne Linguistik seit den sechziger Jahren geschaffen hat, scheint dafür ungeeignet. Der Abstand zur Sprache der Adressaten von Sprachkritik, zur Umgangssprache, ist zu groß, als daß Verständigung möglich, Verständlichkeit zu erreichen wäre.“

33 Zu denken ist hier beispielsweise an Beiträge in den wissenschaftlichen „PR-Organen“ unterschiedlicher Institutionen, z.B. im *Sprachreport* des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, im *Sprachdienst* der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden oder im *Sprachspiegel* des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache in Basel.

34 Verständlichkeit und Eingängigkeit der Darstellung sind hier selbstverständlich nicht gleichzusetzen mit Plattheit und Populismus. Vielmehr ist im Sinne von Schiewe (1998, 286) grundsätzlich eine „mittlere Ebene“ impliziert, „auf der Genauigkeit als Kennzeichen von Wissenschaftssprache und Anschaulichkeit als Merkmal von Umgangssprache in gleicher Weise angestrebt werden“. Auf einer solchen mittleren Ebene kann es dann je nach zu bedienender Textsorte und avisiertem Publikum eine unterschiedliche Gewichtung der wissenschaftssprachlichen und der umgangssprachlichen Elemente geben.

schem oder schriftlichem Wege von institutionalisierten Sprachauskunftsdiensten eingeholt, wie sie nichtkommerziell beispielsweise die Gesellschaft für deutsche Sprache und das Institut für Deutsche Sprache, kommerziell beispielsweise die Dudenredaktion anbieten.³⁵ In weitaus geringerem Umfang wenden sich Bürger mit Sprachfragen an die philologischen Institute der Universitäten, eher ggf. an ausgebildete Germanisten der eigenen Bekanntschaft, z. B. Deutschlehrer, Korrektoren oder Sprachwissenschaftler.

Aussagen über inhaltliche Aspekte der Sprachauskunft lassen sich nur dann treffen, wenn diese dokumentiert wird, so dass eine Auswertung möglich ist. Dies ist der Fall bei der Gesellschaft für deutsche Sprache, in deren Wiesbadener Geschäftsstelle gegenwärtig fast 30000 schriftliche Sprachauskünfte aus der Zeit seit der Vereinsgründung 1947 bis heute archiviert sind. Für den Zeitraum von 1985 bis 1994 hat Wiechers (1996) eine inhaltsbezogene Untersuchung dieses Materials durchgeführt. Demnach lassen sich (ebd., 40) insgesamt vier Interessenbereiche unterscheiden: Auskünfte werden erbeten zum Lexikon (41%), zum sprachlichen Regelwerk (24%), zu Eigennamen (23%) sowie zu Literaturhinweisen und Sachfragen (12%).

Die Sprachauskunft ist offen zur Sprachlehre, denn sie führt in aller Regel über die konkret gestellte Frage hinaus und gibt auch unverlangte Informationen³⁶, d. h., der Informant übernimmt die Informationsinitiative. Daneben ist die Sprachauskunft offen zur Sprachberatung, denn oftmals führen gegebene Informationen zu Rückfragen und Bitten um Empfehlungen. (Auf jeden Fall sind im Überlagerungsbereich von Sprachauskunft und Sprachberatung Fragen angesiedelt, die mit der Bitte um Informationen direkt oder indirekt auf Stellungnahmen zielen.³⁷) Offenheit besteht ebenfalls zur Sprachkritik, denn Bewertungen können auch ungefragt in die Auskunft einfließen.

3.5. Sprachberatung

Sprachberatung gilt üblicherweise als die Beantwortung aller Arten von Fragen zum Thema Sprache. Dabei wird in der Regel nicht unterschieden, ob Information im Sinne der Sprachauskunft oder Rat im Sinne einer direkten oder indirekten Handlungsempfehlung im Vordergrund steht. Im Zusammenhang der gegenwärtigen Überlegungen wird diese Unterscheidung jedoch als sinn-

35 Einen Überblick über Institutionen, die auf den Gebieten Sprachauskunft und Sprachberatung ihre Dienste anbieten, gibt GfdS/IDS (1999, 289, s. v. *Sprachberatung*); speziell zur Dudenredaktion vgl. Wermke (1998).

36 Je nach Breite des Anfrageinteresses können solche Informationen willkommen oder unwillkommen sein. Manche Anfragenden wollen nichts als eine knappe Antwort auf ihre konkrete Frage – dies vor allem dann, wenn sie eine kostenpflichtige Servicenummer wie die der Dudenredaktion gewählt haben –, andere sind erfreut, wenn sie Hintergründe erfahren und ihnen so ein Verständnis der Zusammenhänge ermöglicht wird, in denen die Antwort auf ihre Frage zu sehen ist.

37 Vgl. z. B. die Anfrage und Auskunft in: *Der Sprachdienst* 43 (1999), 155f.

voll angesehen, so dass *Sprachberatung* im Sinne von ‚Empfehlung in Fragen des Sprachgebrauchs und Entscheidungshilfe in sprachlichen Zweifelsfällen‘ verwendet wird. Beispiele für Sprachberatung in diesem Sinne sind Antworten auf Fragen nach richtig oder falsch, besser oder schlechter.

Die Sprachberatung ist in analoger Weise offen zur Sprachkritik wie die Sprachauskunft zur Sprachlehre, da sie leicht von erbetenen Stellungnahmen zu Empfehlungen gelangt, nach denen nicht gefragt wurde. Darüber hinaus, da Bewertungen und Empfehlungen in der Regel begründet und erläutert werden müssen, besteht Offenheit zur Sprachauskunft (Begründung/Erläuterung wird erbeten) oder auch zur Sprachlehre (Begründung/Erläuterung wird aus eigener Initiative gegeben).

Dass Sprachberatung Einflussnahme auf den Sprachgebrauch Anderer impliziert, mag sie aus der Sicht von Sprachwissenschaftlern, die sich allein der Deskription verpflichtet sehen, kritikwürdig machen. Allerdings muss sich kein Linguist aus Sorge um die Gunst eines Laienpublikums als „Defensivgärtner“ betätigen, der „helfend eine beschneiderische Sprachpflege unterarmt“ (Heringer 1984, 12). Er kann im Sinne von Donalies (2001, 25) für einen „freien und freundlichen Umgang“ mit den Möglichkeiten der Sprache plädieren und versuchen, seine Adressaten auch für die „Schönheiten des Wildgewachsenen [zu] begeistern“ (ebd.), oder sie doch zumindest in die Lage versetzen, Normen „in ihre[r] soziale[n] Abhängigkeit wie in ihre[r] zeitliche[n] Begrenztheit“ kritisch zu reflektieren (Müller 1998, 66). Doch selbst für eine Sprachberatung, die den Normbedürfnissen und Präskriptionserwartungen der Anfragenden³⁸ weit entgegenzukommen geneigt ist, dürfen bestimmte sprachwissenschaftliche Standards nicht zur Disposition stehen. Dazu gehört beispielsweise die strikte Ablehnung von Begriffen wie ‚Sprachverfall‘. Es gehört zur wissenschaftlichen Aufklärungspflicht, hier differenziertere Sichtweisen zu vermitteln und deutlich die Unterschiede zwischen der meist dem gegenwärtigen Einzelfall verhafteten emotional-ästhetischen Wertung und der weiteren Perspektive der historisch und/oder systematisch fundierten Gesamtchau aufzuzeigen. Der Sprachberater darf und sollte darauf hinweisen, dass negative Bewertungen von Sprachwandelerscheinungen in der Regel mit deren bewusster Wahrnehmung einhergehen³⁹, dass eben dies aber zwangsläufig zu

38 Wie ausgeprägt diese Erwartungen sind, ist allen in der Sprachauskunft und -beratung Tätigen bekannt. Nicht selten melden sich beispielsweise bei der Dudenredaktion, beim Institut für Deutsche Sprache oder auch bei der Gesellschaft für deutsche Sprache – also bei Institutionen, die sie für „zuständig“ halten – Personen, die für die Aufnahme eines bestimmten Wortes in die deutsche Sprache plädieren bzw. dieselbe regelrecht beantragen wollen, und viele sind mit der Auskunft, dass für eine solche Aufnahme allein die Sprachgemeinschaft zuständig ist, keineswegs zufrieden.

39 Vgl. Hoberg (1990, 240): „Wer von ‚Sprachverfall‘ spricht oder ähnliche abwertende Begriffe benutzt, meint alle sprachlichen Veränderungen, die ihm mißfallen, und vielen Menschen mißfallen nahezu alle Veränderungen, deren sie sich bewußt sind.“ Der intellektuelle Konservatismus – was man einmal gelernt hat, lässt man nur

einer verzerrten Sicht führt, da es immer nur für wenige, meist zufällige Beispiele gilt, und dass subjektive Vorlieben für oder Abneigungen gegen einen bestimmten einzelnen Sprachgebrauch kein angemessenes Bild der Sprache im Ganzen (insbesondere nicht in ihrer historischen Dimension) vermitteln. Bei aufgeschlossenen Adressaten finden solche Hinweise in aller Regel kaum Widerspruch, zumal wenn sie exemplarisch anschaulich gemacht werden.⁴⁰ Bringt ein Adressat zum Ausdruck, dass er an emotional-ästhetischer Wertung festzuhalten gedenkt, so muss aber nicht allein dies ihn schon als Kommunikationspartner disqualifizieren. Nicht jede okkasionelle sprachliche Veränderung wird schließlich auch usuell, und nicht jede Sprachmode von heute ist schon der sanktionierte Sprachgebrauch von morgen. Es ist daher auch nicht einzusehen, dass der Linguist (zumal wenn er sich rein der unbeteiligten Deskription verpflichtet sieht) zum Erfüllungsgehilfen des Sprachwandels wird, indem er Kritik an sprachlichen Veränderungen, die innerhalb der von ihnen betroffenen Sprachgemeinschaft laut wird, ignoriert oder sogar abbügelt. So lange sich ein sprachlicher Wandel nur andeutet oder eben erst vollzieht, so lange haben Sprachbenutzer das gute Recht, ihn nicht mitzumachen oder auch aktiv zu kritisieren. Eben diese Bestätigung sollte ihnen der Sprachwissenschaftler, sofern er diesbezüglich um Rat gefragt wird, nicht verweigern. Das ist keineswegs gleichbedeutend mit einer Ermutigung zu Rechthaberei oder anderen Formen der Intoleranz. Im Gegenteil: Je ausgewogener die Haltung des Experten ist, desto gemäßigter sind in der Regel die Sichtweisen, die davon ausgehend die Anfragenden entwickeln.

höchst ungenügend wieder in Frage stellen (vgl. auch Glück/Sauer 1990, IX) – ist dabei keineswegs eine neue Erscheinung. Bereits 1478 beklagt der Esslinger Stadtschreiber Niclas von Wyle den zeitgenössischen Sprachwandel – im Prinzip mit genau den gleichen Topoi, die auch heutzutage noch in ähnlichen Zusammenhängen zitiert werden: „ÿetz [...] in allē schwebischen cantzlien [...] schribent die schriber ei für ai [...]: daz ain grosse vnnütze endrüg ist vnsers gezüngs [...]. Jch [...] hab mich [...] grosses flÿsses gebruchet dz jch gewonte zescriben ai für ei. Aber ÿetz were not mich des wider ze entwēnen [...] das ich aber nit tûn wil.“ (Zitiert nach Reichmann/Wegera 1988, 50.)

40 So kommen etwa bei der Diskussion, ob der Übergang bestimmter stark flektierter Verben in die Klasse der schwach flektierten als Sprachverfall zu sehen sei, erfahrungsgemäß viele Menschen, die die Präteritumformen *buk* und *focht* als richtig gelernt haben und daher *backte* für unschön, *fechtete* für abscheulich halten, ins Nachdenken, wenn man sie fragt, ob sie statt *bellen*, *bellte*, *gebellt* die alten Formen *bellen*, *ball*, *gebollen* wieder eingeführt sehen möchten. Dieselbe Frage nach richtig und falsch kann sich ihnen auch relativieren, wenn man ihnen mit *winken* und *fragen* zwei schwache Verben nennt, die schon vor Jahrhunderten aufgrund hyperkorrekter Analogiebildung (zu *senken*, *trinken* usw. und *schlagen*, *tragen* usw.) stark flektiert wurden. Handelt es sich tatsächlich um aufgeschlossene Adressaten, so können solche schlichten Beispiele erstaunlich viel dazu beitragen, ein weiterführendes Interesse für das Phänomen Sprache und für sprachwissenschaftliche Arbeit zu wecken.

3.6. Sprachkritik

Unter Sprachkritik wird im gegenwärtigen Zusammenhang die ohne direkten Frageanlass erfolgende Bewertung konkreter sprachlicher Äußerungen oder auch allgemein gebräuchlicher Klassen von sprachlichen Äußerungen verstanden. Dabei kann negative Kritik (Tadel) und positive Kritik (Empfehlung) unterschieden werden. Beispiele für Sprachkritik sind allgemein bekannt, zu ihnen gehört etwa die Anglizismenkritik⁴¹, die Kritik an der Rechtschreibreform⁴² und die Kritik an bestimmten Wörtern und Wortverwendungen⁴³. Einen umfassenden Überblick über die Geschichte der Sprachkritik, die bis in die Antike zurückreicht, hat Jürgen Schiewe (1998) vorgelegt. Nach seiner Definition hat es Sprachkritik „mit dem Sollen von Sprache zu tun“ (ebd., 14); sie „sucht die Möglichkeiten des Systems mit den Realisierungen der sozialen Norm zu vergleichen und die Realisierungen vor dem Hintergrund der Möglichkeiten zu bewerten“ sowie „die sprachlichen Bezeichnungen von Gegenständen und Sachverhalten auf ihre Angemessenheit hin zu überprüfen“ (ebd., 18). Darüber hinaus bewertet Sprachkritik (vgl. Bär 2002a) auch die Angemessenheit sprachlicher Äußerungen bezüglich des Sprechenden oder Schreibenden (sagt er tatsächlich, was er meint, empfindet, will?) und bezüglich des Adressaten (ist das Gesagte verständlich, entspricht es den Erwartungen?).

Die heute bekannteste, alljährlich von den Medien mit großem Interesse wahrgenommene sprachkritische Aktion ist die Auswahl der „Unwörter des Jahres“.⁴⁴

Was zuvor über Sprachpflege gesagt worden war, gilt auch für die mit ihr gelegentlich gleichgesetzte Sprachkritik: Sie „war vehementen Angriffen von seiten der Sprachwissenschaft ausgesetzt, so daß es nötig erscheint, ihren Status deutlich und ihren Anspruch auf Existenz und Beachtung geltend zu machen“ (Schiewe 1998, 9). Seine historische Beschäftigung mit dem Phänomen Sprachkritik begreift Schiewe als „wichtige Voraussetzung für eine [...] zukünftige praktische Sprachkritik“ (ebd., 285). Es geht ihm folglich darum zu zeigen, dass Sprachkritik nicht notwendigerweise konservativ, puristisch und/oder unwissenschaftlich sein muss und dies auch historisch gesehen keineswegs immer war. Sein Hauptaugenmerk gilt der Herausarbeitung einer bestimmten Richtung des kritischen Umgangs mit Sprache: einer aufklärerisch-emanzipatorischen Traditionslinie, die er von Johann Heinrich Campe im 18. und Carl Gustav Jochmann im 19. Jahrhundert über Karl Kraus und Kurt Tucholsky sowie die Kritiker des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs (Klemperer; Sternberger/Storz/Süskind) bis hin zu Uwe Pörksens „Plastikwort“-Kritik und der feministischen Sprachkritik der Gegenwart zieht. Anhand solch positiver Beispiele zeigt Schiewe auf, dass und wie Sprachkritik

41 Vgl. hierzu beispielsweise Hoberg (2000); Schiewe (2001).

42 Vgl. hierzu beispielsweise Zabel (1989); Zabel (1996); Ickler (1997).

43 Vgl. hierzu beispielsweise Schiewe (2001); Bär (2001); Bär (2002a).

44 Vgl. hierzu 3.7.

dazu dienen kann, Menschen zum Nachdenken über ihr (und anderer) Sprechen – und auf diesem Wege auch über das damit zusammenhängende Denken und Handeln – zu bringen. Damit kommt ihr eine wichtige aufklärende und korrektive Funktion auch und gerade im politischen Raum zu: Sie kann dazu beitragen, beschönigende, verschleiernde oder verfälschende Rede offenkundig zu machen, und ebenso kann sie die Beachtung einer kommunikativen Ethik einklagen, indem sie Verstöße gegen deren Normen rügt.⁴⁵

Vor dem Hintergrund dieses Anliegens fordert der Autor eine Stärkung und institutionelle Verankerung der Sprachkritik in Deutschland. Allerdings hält er nicht die Einrichtung einer zentralen sprachnormierenden Institution nach französischem Vorbild für wünschenswert, sondern „ein an den Universitäten und Schulen institutionalisiertes Fach ‚Sprachkritik‘“, durch das die „Schaffung eines kritischen Sprachbewußtseins“ vor allem bei Jugendlichen erreicht werden soll. Es geht ihm hauptsächlich darum, „ein[en] Raum zu schaffen, in dem Sprache weder normativ gelehrt noch bloß deskriptiv betrachtet wird, sondern kreativ und reflexiv beurteilt werden kann“ (ebd., 285).

Ob und wie ein solcher Vorschlag zu realisieren ist – ggf. im Rahmen einer Erweiterung und Diversifizierung des schulischen Deutschunterrichts (vgl. Anm. 31) –, kann hier nicht Gegenstand der Diskussion sein. Zu betonen ist aber, dass seine Umsetzung zweifellos zu einer wissenschaftlichen Fundierung der Sprachkritik beitrüge, wie sie oben (3.2) gefordert wurde und wie sie auch Schiewe im Auge hat. Damit sich beispielsweise „über die Notwendigkeit und den Inhalt der Rechtschreibreform oder über den Gebrauch von Fremdwörtern [...] kritisch diskutieren läßt“, bedürfen

die Urteile [...] einer stimmigen und zutreffenden Grundlage. Was also not tut, vor oder neben einer konkreten praktischen Sprachkritik, ist die Aufklärung über die Sprache selbst, über ihre Leistung, ihre Funktionsweisen, ihre Möglichkeiten – und über ihre Geschichte. Die linguistische Sprachkritik muß dieses Wissen über Sprache mit vermitteln, eben um jene Grundlage zu schaffen. (Schiewe 1998, 289)

45 Es versteht sich, dass solche Sprachkritik ebenso wie jede andere subjektiv, zumindest aber zeitgebunden bleiben muss: Wahrheit ebenso wie ethische Normen sind nichts objektiv Gegebenes oder Bleibendes, und daher ist eine politisch-ethisch motivierte Sprachkritik nicht prinzipiell „besser“ als eine ästhetisch motivierte (wie sie zuletzt vielfach an der Reform der deutschen Orthographie geübt wurde). Das Dilemma des reflektierten Sprachkritikers besteht darin, dass er um die Subjektivität seiner Überzeugungen und der von ihnen hergeleiteten Wertungen weiß, dieses Bewusstsein aber beim kritischen Sprechen nicht thematisieren kann, da dies die Kritik abschwächen würde. Hier mag der Grund liegen, weshalb sich viele Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler zumindest öffentlich sprachkritischer Äußerungen ganz enthalten: Sie fürchten fachliche Reputation einzubüßen. Fände sich in der Sprachwissenschaft ein Konsens, das wissenschaftsinterne Sprechen bzw. Schreiben von der Kommunikation mit einer breiteren Öffentlichkeit klar zu trennen und beide Varietäten als gleichberechtigt zu akzeptieren (s. 3.2. und 3.3.), zudem in der letzteren Sprachkritik ohne den Schutz, aber eben auch ohne die Behinderung ständiger Dokumentation fachlichen Problembewusstseins zuzulassen, so könnte dies vielleicht manche Vorbehalte verringern.

3.7. Sprachwerbung

Ein orientalisches Sprichwort besage, man könne das Kamel zur Quelle führen, aber man könne es nicht zwingen zu trinken (so Fritz Hermanns am 12. März 1998 in einem Diskussionsbeitrag auf der 34. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, die sich dem Thema „Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit“ widmete). Und Hermanns weiter: „Wie können wir das Kamel Öffentlichkeit dazu bewegen, aus den klaren Quellen der Sprachwissenschaft in vollen Zügen zu trinken?“ – Die Frage zielt auf die Erregung öffentlichen Interesses an sprachlichen Themen, eine Aufgabe, die hier mit dem Ausdruck *Sprachwerbung* gefasst wird. Sprachwerbung ist der Versuch, die im engeren Sinne sachbezogene Spracharbeit (Sprachforschung, Sprachlehre, Sprachauskunft, Sprachberatung und Sprachkritik) für ein breites Publikum attraktiv zu machen, und daher ein wichtiges Instrument zur Erreichung ihres Ziels: des bewussten Umgangs möglichst vieler Menschen mit ihrer Sprache und deren Möglichkeiten.

Unter Sprachwerbung fallen sowohl Veranstaltungen wie die Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur durch die Gesellschaft für deutsche Sprache⁴⁶ als auch inhaltlich orientierte Preisausschreiben, die zur eigenständigen Auseinandersetzung mit sprachlichen Themen motivieren (so etwa die regelmäßigen Preisaufgaben im *Sprachdienst* oder der von der Zeitschrift *Der Deutschunterricht* und der Gesellschaft für deutsche Sprache im Jahr 2000 ausgeschriebene Jugendwettbewerb zu Wörtern und Unwörtern). Sprachwerbung ist offen zu Sprachlehre, Sprachauskunft, Sprachberatung und Sprachkritik, da auch und gerade durch gezielte Vermittlung von Inhalten bei vielen Menschen Interesse geweckt werden kann (und bleibendes oder sogar aktives Interesse überhaupt nicht anders zu wecken ist). Als Beispiele für in dieser Weise offene Sprachwerbung können die Aktionen „Wörter des Jahres“ und „Unwörter des Jahres“ genannt werden. Die erste, die seit mehr als fünfundzwanzig Jahren von der Gesellschaft für deutsche Sprache durchgeführt wird⁴⁷, hat stärker dokumentierenden Charakter und soll bei einer möglichst großen Öffentlichkeit Interesse an Sprache wecken bzw. fördern (vgl. Bär 2000, 1 f. sowie Schiewe 1998, 287). Die zweite, 1991 ins Leben gerufen von Horst Dieter Schlosser und ursprünglich ebenfalls bei der GfdS angesiedelt, wird seit 1995 als „Sprachkritische Aktion Unwort des Jahres“ von einer eigenständigen Jury durchgeführt.⁴⁸ Wie der Name zu erkennen gibt, steht dabei der sprachkritische Aspekt deutlich im Vordergrund (vgl. Schlosser 2000, 7 ff. und 115 f. sowie Schiewe 1998, 287 f.); doch kann und soll auch hier Interesse an der Sprache überhaupt hervorgerufen werden.

46 Zuletzt verliehen im Mai 2002 an Thomas Gottschalk (Sparte Fernsehen/Radio) und Klaus Harpprecht (Sparte Presse); vgl. *Der Sprachdienst* 46 (2002), 81 ff.

47 Vgl. <http://www.gfds.de/woerter.html>. – Erstmals erschien im *Sprachdienst* ein Beitrag für 1971 (Carstensen 1972); seit 1978 (für 1977) wurde der Jahresrückblick dann regelmäßig durchgeführt.

48 Vgl. http://www.unwortdesjahres.org/unwort_g.html.

Damit ist die Überzeugung formuliert, dass, wer sich thematisch und sprachlich auf die Zielgruppe „interessierte Öffentlichkeit“ einlässt, nicht lediglich vorhandene Interessen bedienen muss, sondern durchaus auch gefordert ist, neue zu erzeugen. Dies ist freilich in der Regel kaum wirklich steuerbar, und auch die Ansprüche sollten nicht zu hoch geschraubt sein. Es zeigt sich (und der vorrangig an Inhalten interessierte Sprachwissenschaftler mag dies durchaus bedauern), dass ein größeres Publikum insbesondere durch inhaltlich unambitionierte Aktionen mit einer ausgeprägt auf spielerische Kreativität zielenden Komponente anzusprechen ist. So verzeichnete die Dudenredaktion 1999 fast 45000 Einsendungen, als sie in einer gemeinsam mit dem Teehersteller Lipton durchgeführten PR-Aktion die Eistee trinkende Bevölkerung dazu aufrief, ein deutsches Wort mit der Bedeutung ‚nicht mehr durstig‘ zu erfinden.⁴⁹ Weitaus weniger, aber angesichts des betriebenen minimalen Aufwandes gleichwohl erstaunlich viele Zuschriften – nämlich 381 – erhielt 2001 die Gesellschaft für deutsche Sprache, als sie im *Sprachdienst* (45 [2001], 77) die Preisaufgabe stellte, einen Satz zu bilden, in dem die Konjunktion *und* mehr als fünfmal unmittelbar hintereinander vorkommt. Zur Überraschung der *Sprachdienst*-Redaktion fand die Deutsche Presseagentur den Aufruf einer Meldung wert, und zahlreiche Tageszeitungen und Rundfunksender übernahmen sie – wie üblich teilweise in freier Bearbeitung⁵⁰.

Es ist klar, dass mit solchen Spielereien niemand unmittelbar für ernste sprachwissenschaftliche Gegenstände zu gewinnen ist. Doch auch sie tragen, im Ensemble aller übrigen Tätigkeiten der Spracharbeit, dazu bei, das Thema Sprache immer wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rufen. Darüber hinaus bieten sie interessierten Zeitgenossen neben der Anregung, sprachlich kreativ zu werden und also Spracharbeit (im Sinne des Sprachgebrauchs) zu leisten, auch die, bestimmte Dinge doch noch etwas genauer wissen zu wollen und dann z. B. mit einer Sprachauskunftstelle in Kontakt zu treten.

4. Spracharbeit und Sprachpflege: Gemeinsamkeiten – Unterschiede

Die hier vorgestellten einzelnen Aspekte der Spracharbeit sind durchweg Idealtypen. In der Realität sind, wie im Einzelnen bereits angedeutet wurde, die Grenzen fast immer offen. Besonders eng verwandt sind die vier Aspekte

49 Vgl. Bär (1999). Auf die nicht nur im Deutschen, sondern in den meisten europäischen Sprachen existierende Kompleonymenlücke (es fehlt eine auf das Trinken bezogene Entsprechung zu *satt* ‚nicht mehr hungrig‘) hatte bereits 1993 die Gesellschaft für deutsche Sprache aufmerksam gemacht, allerdings mit weit geringerer Resonanz. Dies mag unter anderem daran liegen, dass sie dazu aufgefordert hatte, ein möglicherweise in den Varietäten existierendes Wort zu finden, nicht ein bislang nicht existierendes zu erfinden.

50 Am kreativsten zeigte sich hier – kaum unerwartet – die *Bild*-Zeitung; sie titelte (21. 4. 2001): „Gesellschaft für deutsche Sprache befürchtet: Das schöne Wort ‚und‘ stirbt aus“. Vgl. *Der Sprachdienst* 45 (2001), 247.

Sprachlehre, Sprachauskunft, Sprachberatung und Sprachkritik; ihr Verhältnis kann folgendermaßen veranschaulicht werden:

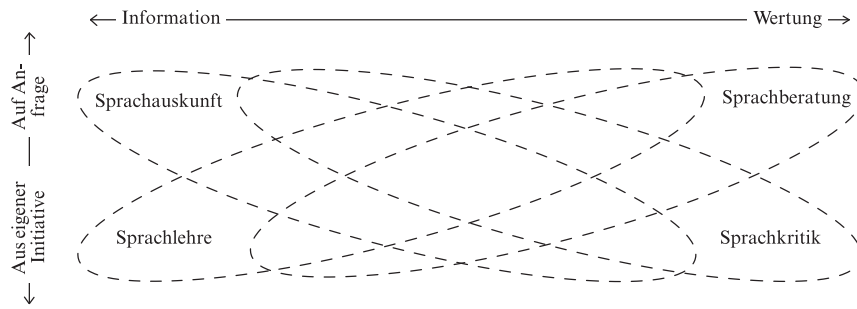


Abb. 1

Alle vier Aspekte sind darüber hinaus offen zur Sprachwerbung, die ihnen zu einem größeren Publikum verhilft, sie gleichsam über sich selbst hinaus trägt, während die Sprachforschung als ihre Voraussetzung und Grundlage zu sehen ist, als deren praktische Anwendung oder Umsetzung sie gelten können. – Versucht man die Relationen sämtlicher vorstehend behandelter Aspekte der Spracharbeit modellhaft-schematisch zu fassen, so ergibt sich folgendes Bild:

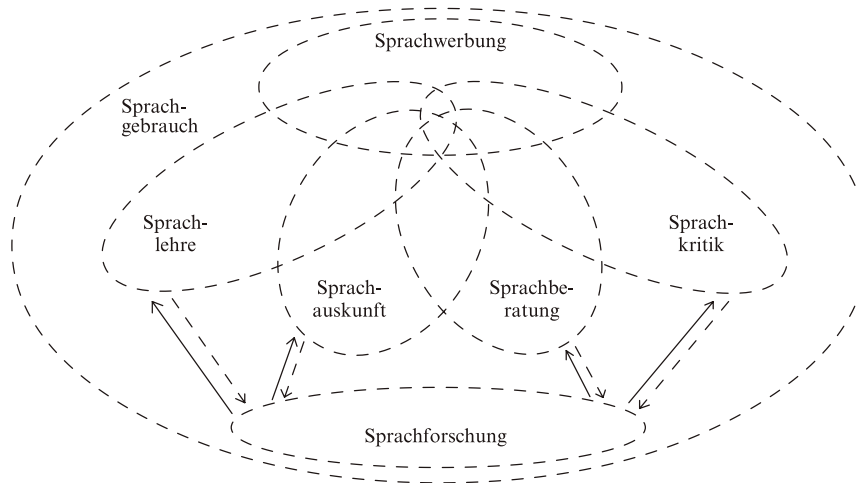


Abb. 2

Spracharbeit in ihrer Vielfalt leisten eine Menge von Einrichtungen, die jeweils einen oder einige der genannten Aspekte besonders betonen. Es gibt daneben auch Institutionen, die alle Aspekte in der einen oder anderen Form berücksichtigen. Zu ihnen gehört die Gesellschaft für deutsche Sprache. Der Hinweis

auf sie führt zu der Beobachtung, dass der Ausdruck *Spracharbeit* mit demjenigen, als dessen Ersatz er eingeführt worden war, nicht völlig synonym ist. Er ist unter mehreren Aspekten umfassender als *Sprachpflege* (in dem Sinne, in dem die GfdS das Wort versteht; s. o.), und zwar

1. hinsichtlich des Sprachgebrauchs

Dieser Begriff impliziert ein weitaus größeres Spektrum möglicher Formen (Journalismus, Feuilleton, Übersetzung, literarisches Schaffen usw.) als durch heutige Sprachpflegeinstitutionen⁵¹ üblicherweise abgedeckt wird.

2. hinsichtlich der Sprachforschung

Aufgrund ihrer spezifischen Interessen und Arbeitsschwerpunkte bleibt die wissenschaftliche Tätigkeit von Sprachpflegeinstitutionen (sofern überhaupt vorhanden⁵²) in der Regel praktisch orientiert; es gilt, was Schlosser (1993, 160) mit Blick auf die Gesellschaft für deutsche Sprache konstatiert:

Wenn es [...] eine sinnvolle Arbeitsteilung zwischen der GfdS und dem Mannheimer Institut für deutsche Sprache oder dem Marburger Forschungsinstitut für deutsche Sprache oder den zahlreichen linguistischen Projekten an deutschen Universitäten geben soll, dann sollte der im engeren Sinne „linguistische“ Ehrgeiz in Wiesbaden etwas bescheidener auftreten und sich mehr auf die fachliche Absicherung einer Sprachberatungsarbeit konzentrieren, die tatsächlich ein nicht geringer Teil der deutschen Sprachgemeinschaft als dringendes Bedürfnis empfindet.

Gleichwohl begründet nicht allein der Rückgriff auf fremde, sondern mehr noch der auf eigene wissenschaftliche Arbeit den Anspruch auf ernstzunehmende, in vollem Umfang mit sachlicher Autorität auftretende Sprachlehre, Sprachauskunft, Sprachberatung und Sprachkritik.

3. hinsichtlich der Sprachlehre

Beiträge zu dieser leisten Sprachpflegeinstitutionen wie die Gesellschaft für deutsche Sprache hauptsächlich durch öffentliche Vorträge. Die GfdS bietet regelmäßig in weltweit 55 Zweigvereinen eine breite Themenvielfalt. Daneben erfüllen die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Lehraufträge an Hochschulen und Volkshochschulen sowie Fortbildungskurse

51 Die Spracharbeit im Sinne des 17. Jahrhunderts schloss literarische Arbeit und auch Übersetzungstätigkeit mit ein; vgl. Harsdörffer (1644, [362]).

52 Hier gibt die Gesellschaft für deutsche Sprache ein beachtliches Beispiel. Mit ihren beiden Zeitschriften *Muttersprache* und *Der Sprachdienst* bietet sie zwei Publikationsforen, die von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus aller Welt genutzt werden. In Sammelbänden – z. B. Eichhoff-Cyrus/Hoberg (2000) und Eichhoff/Seibicke/Wolffsohn (2001) – werden zudem thematische Schwerpunkte behandelt. Die hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter der GfdS publizieren auch außerhalb der beiden Zeitschriften; einen Überblick über die Bandbreite der behandelten Themen – von der Geschichte des Althochdeutschen bis zur Lexik der deutschen Gegenwartssprache, von der Semantiktheorie bis zur Angewandten Sprachwissenschaft – geben die jährlichen Rechenschaftsberichte der Geschäftsführung im *Sprachdienst*.

(u. a. zur deutschen Rechtschreibung). Dagegen bleibt der gesamte schulische Deutschunterricht und auch der aktive Unterricht von Deutsch als Fremdsprache de facto ausgeklammert.

4. hinsichtlich der Sprachkritik

Hier hängt viel davon ab, wie viel Wert eine Sprachpflegeinstitution auf enge Anlehnung an die Sprachwissenschaft legt. Während beispielsweise der Verein Deutsche Sprache „trotz seines Wissenschaftlichen Beirates grundlegende sprachwissenschaftliche Komponenten in der äußerst komplexen Fremdwortdiskussion außer Acht lässt“ (Law 2002, 81), wirkt sich bei der Gesellschaft für deutsche Sprache das Bemühen um wissenschaftliche Seriosität gerade in dieser Frage zumindest in den letzten Jahren so aus, dass sie auf negative Kritik weitgehend verzichtet und allenfalls Empfehlungen ausspricht. Solche positive Kritik hat sich unter anderem die von der GfdS und der Dudenredaktion gemeinsam ins Leben gerufene Kommission „Besseres Deutsch“ zur Aufgabe gemacht, die „im Dialog mit der sprachinteressierten Öffentlichkeit Verbesserungsvorschläge für den Sprachgebrauch [...] entwickeln“ will (Hoberg 1999b, 239).

5. hinsichtlich der Sprachwerbung

Hier sind in der modernen Kommunikationsgesellschaft der Phantasie lediglich finanzielle Grenzen gesetzt. Selbstverständlich lassen sich ohne weiteres Plakataktionen oder Fernsehwerbespots für die Förderung der Sprachkultur denken; es ist nur die Frage, wer sie bezahlt (oder wie man einen Sender zur kostenlosen bzw. -günstigen Zusammenarbeit im Rahmen einer Medienpartnerschaft gewinnen kann). Damit ist die Frage, wie viel eine Sprachpflegeinstitution in Sachen Sprachwerbung unternehmen kann und will, letztlich immer ein praktisches Problem; selbst wer, wie die GfdS, viel tut, kann nie alle Möglichkeiten ausschöpfen.

Demgegenüber werden die Aspekte der Sprachauskunft und der Sprachberatung im Rahmen der institutionalisierten Sprachpflegetätigkeit der GfdS in vollem Umfang realisiert. Daher lässt sich der Unterschied zwischen Spracharbeit und Sprachpflege als ein Unterschied der faktischen Begriffsexension fassen und graphisch folgendermaßen darstellen: (s. Abb. 3, S. 315).

5. Fazit

Die Abbildung macht augenfällig, dass das Wort *Sprachpflege* im Rahmen einer Terminologie des sprachkulturellen Arbeitens durchaus sinnvoll Platz finden und eine sachlich distinktive Funktion erfüllen kann. Doch auch noch aus einem anderen Grund macht der Ausdruck *Spracharbeit* im zuvor erläuterten Sinne den der *Sprachpflege* nicht obsolet, und er täte dies sogar dann nicht, wenn eine völlige inhaltliche Übereinstimmung gegeben wäre: Beide sind emotional je anders konnotiert. Vereinfacht gesagt: Wenn man das Anliegen einer wissenschaftlich fundierten Beschäftigung mit Sprache, die Werturteile nicht

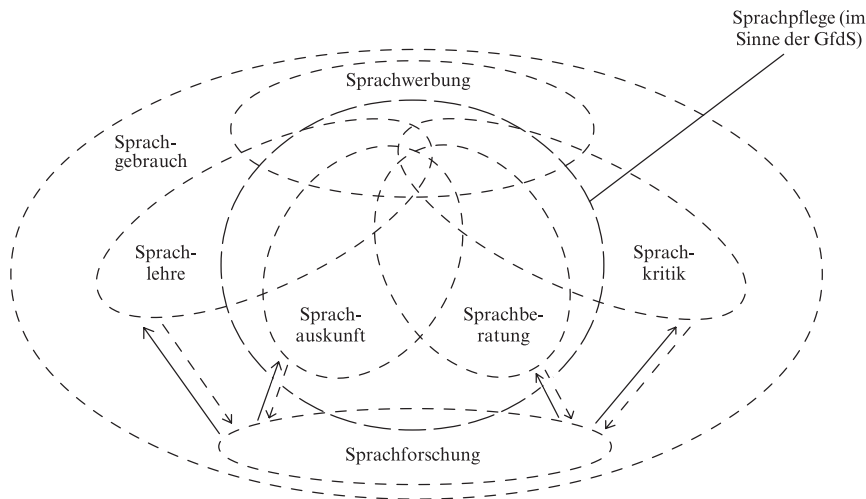


Abb. 3

ausblendet, *Sprachpflege* nennt, so lässt sich dafür sehr viel leichter ein konservativ (in durchaus verschiedenen Bedeutungen des Wortes) ausgerichtetes und sprachwissenschaftlich oft nur mäßig orientiertes Publikum gewinnen, das sein primäres Interesse der Sprachstandswahrung traditionell mit eben diesem Ausdruck beschreibt⁵³, während *Spracharbeit* dazu dienen mag, dasselbe Anliegen einer historisch besonders sensiblen und/oder den Maßstäben wissenschaftlicher Sprachbetrachtung besonders verpflichteten Zielgruppe nahezubringen.

Damit kann die im Titel des Beitrags aufgeworfene Frage folgendermaßen beantwortet werden: Man darf sich als Sprachwissenschaftler im Dialog mit der Öffentlichkeit durchaus wertend mit Sprache beschäftigen.⁵⁴ Ohne daraus eine Verpflichtung jedes oder jeder Einzelnen ableiten zu wollen: Die Sprachwissenschaft in ihrer Gesamtheit sollte es sogar tun, und zwar weitaus stärker als bislang. Nur so ist – angesichts der immer wieder dokumentierten Art öffentlichen Interesses an sprachlichen Themen – der Dialog überhaupt möglich, und nur so ist zu gewährleisten, dass die öffentliche Diskussion über

53 Auch wenn dieses Publikum für den sich zur Öffentlichkeit öffnenden Sprachwissenschaftler oft nicht besonders angenehm ist, weil es ihm vielfach mit besonders fest gefassten Meinungen begegnet, kann er sich nicht allein deshalb einer Auseinandersetzung mit ihm entziehen; vielmehr bietet das dort in der Regel vorhandene, zwar oft einseitige, aber doch ausgeprägte Interesse an sprachlichen Fragen einen Anknüpfungspunkt für wissenschaftlich fundierte Modifikation des Sprachbewusstseins (vgl. 3.5). Aus eben diesem Grund plädiert Schlosser (1993, 161) für eine Beibehaltung des Ausdrucks *Sprachpflege*: „Wer das zweifellos oft diffuse Bedürfnis vieler Sprachbenutzer nach einer ‚gepflegten‘ Sprache sich selbst überläßt, überläßt es auf Dauer selbsternannten radikalen ‚Pfleger‘, die ihren Kasernenhofen wieder einmal für den Gipfel deutscher Sprachentwicklung ausgeben könnten.“

54 Zu Sinn und Zweck solcher Beschäftigung vgl. auch Bickes (1995).

Sprache, die mittlerweile vielfach ohne wissenschaftliche Beteiligung stattfindet, sachlich adäquat geführt werden kann.

Gerade in diesem Zusammenhang dürfte es auch sinnvoll sein, das Wort *Sprachpflege* zu verwenden. Es enthält nach wie vor für nicht wenige Menschen die Implikation des „tua res agitur“ und wird sie, wenn die Einschätzung von Hoberg (1990, 240) zutrifft, dass emotionale Befürwortung des sprachlichen Status quo eine Frage des Alters (50 aufwärts) ist, wohl auch in Zukunft behalten. Das bedeutet nicht, dass sich die Sprachwissenschaft die Klage über Sprachverfall zu eigen machen oder die Meinung unterstützen sollte, nur normierte Sprache sei gute Sprache und die Wissenschaft habe im Interesse der Qualität für Normierung zu sorgen. Vielmehr muss das Ziel ein möglichst ausgeprägtes Sprachbewusstsein bei möglichst vielen Menschen sein. Dieses Ziel ist hauptsächlich dadurch zu erreichen, dass eingefahrene kognitive Muster auf objektsprachlicher ebenso wie auf metasprachlicher Ebene kritisch hinterfragt werden. Im Sinne eines solchen Ansatzes ist gerade auch das Wort *Sprachpflege* nicht zu tabuisieren, sondern zu diskutieren und in all seinen begrifflichen Implikationen (insbesondere den wissenschaftlich akzeptablen) offenzulegen. Anders gesagt: Der „vereinfachende[n] Gleichsetzung von Sprachpflege und Sprachreinigung“ (Greule 1982, 272) ist argumentativ zu begegnen – sowohl bei Laiensprachpflegern wie bei Sprachwissenschaftlern. Villiger (1995, 160) präzisiert:

Eine Sprachpflege, die		
normenkritisch	statt	normativ
auf die Subnormen bezogen	statt	nur auf die Standardnormen bezogen
innovationsfreudig	statt	restaurativ und konservativ
auf die parole bezogen	statt	auf die langue bezogen
arbeitet, sollte es verhindern können, dass man sich bei der Lektüre von Sprachglossen zur Frage veranlasst fühlt, ob denn ein Sprachpfleger so etwas wie der Konservator eines Museums oder ein Spracharchäologe sei.		

Wo *Sprachpflege* mit Blick auf das anzusprechende Publikum gleichwohl ungeeignet scheint, weil negative Assoziationen mit Argumenten schwer aus der Welt zu schaffen sind, empfiehlt sich die Suche nach einem Ersatzausdruck. Der hier vorgeschlagene Terminus *Spracharbeit* ist zwar nur partiell synonym, aber wo es darum geht, auf die Unterschiede hinzuweisen, ist dies mit Hilfe der unter 3.1 bis 3.7 entwickelten Begrifflichkeit möglich.

6. Literatur

- Bär, Jochen A. (1999): „Sitt“ und „satt“: Vom Einfluss des Eistees auf die Sprache. In: Der Sprachdienst 43, S. 246–248.
- Bär, Jochen A. (2000a): Wörter des Jahres 1999. In: Der Sprachdienst 44, S. 1–20.
- Bär, Jochen A. (2000b): Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich, S. 9–34.

- Bär, Jochen A. (2001): Gegenstände der Sprachkritik: Wörter – Worte – das Wort. In: Sprachreport 17, Heft 4, S. 14–20.
- Bär, Jochen A. (2002a): Das Wort im Spiegel der Sprachkritik. In: Ágel, Vilmos/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, S. 133–158.
- Bär, Jochen A. (2002b): Deutsch im vielsprachigen Europa. In: Der Sprachdienst 46, S. 33–36.
- Bickes, Hans: Sprachbewertung – Wozu? In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, S. 6–27.
- Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.) (1995): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen.
- Bühler, Karl: Sprachtheorie (1934). Die Darstellungsfunktion der Sprache. Ungekürzter Neudruck Stuttgart–New York 1982.
- Carstensen, Broder (1972): Wörter des Jahres 1971. In: Der Sprachdienst 16, S. 49–50.
- Coseriu, Eugenio (1980): Textlinguistik. Eine Einführung. Hrsg. und bearbeitet von Jörn Albrecht. Tübingen.
- Donalies, Elke (2001): Wortbildungspflege. Folge 7: Hippees Sterbing. In: Sprachreport 17, Heft 4, S. 25–26.
- Duden-Grammatik (1973) = Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim u. a., 3. Aufl.
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 10, Abt. 1. Leipzig 1905.
- Eichhoff, Jürgen/Seibicke, Wilfried/Wolffsohn, Michael (Hrsg.) (2001): Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung. Mannheim u. a.
- Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hrsg.) (2000): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u. a.
- Förster, Uwe (2000): Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Beiträge aus drei Jahrzehnten. Mannheim u. a.
- Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin–New York.
- Gauger, Hans-Martin/Oesterreicher, Wulf (1982): Sprachgefühl und Sprachsinn. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg, S. 9–90.
- GfdS (1999) = Die Satzung der Gesellschaft für deutsche Sprache e. V. In: Der Sprachdienst 43, 68–70.
- GfdS/IDS (1999) = Gesellschaft für deutsche Sprache/Institut für Deutsche Sprache: Förderung der Sprachkultur in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. Bearb. v. Karin M. Frank-Cyrus/Anja Steinhauer u. Mitarb. v. Silke Wiechers sowie Annette Trabold u. Mitarb. v. Silke Beckmann. Wiesbaden.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1990): Gegenwartsdeutsch. Stuttgart.
- Greule, Albrecht (1982): Theorie und Praxis der germanistischen Sprachpflege. In: Muttersprache 92, S. 265–292.
- Greule, Albrecht (1986): Besseres Deutsch – größere Chancen. Die Sprachförderung Erwachsener als Aufgabe der Germanistik. In: Muttersprache 96, S. 202–214.
- Greule, Albrecht (1992): Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachkritik. In: Ágel, Vilmos/Hessky, Regina (Hrsg.): Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. Tübingen, S. 165–176.
- Greule, Albrecht (1995): Kriterien für die Bewertung von Sprachberatung. Sprachberatung als kommunikatives Ereignis. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, S. 28–36.
- Greule, Albrecht (1998): Sprachkultivierung – Theorie und Praxis in Deutschland. In: ders./Lebsanft, Franz (Hrsg.): Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996. Tübingen, S. 25–36.

- Greule, Albrecht/Lebsanft, Franz (1998): Einleitung: Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. In: dies. (Hrsg.): Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996. Tübingen, S. 9–11.
- Harsdörffer, Georg Philipp (1968): Frauenzimmer Gesprächspiele (1644). Hrsg. v. Irmgard Böttcher. 1. Teil. Tübingen.
- Heidenreich, Elke (1996): Die Tugend der klaren und normalen Sprache. In: Der Sprachdienst 40, S. 98–102.
- Hensel, Horst (1999): Muttersprache und kulturelle Selbstbehauptung. In: Der Sprachdienst 43, S. 26–27.
- Heringer, Hans Jürgen (1984): Wortbildung – Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache 12, S. 1–13.
- Hoberg, Rudolf (1990): Sprachverfall? Wie steht es mit den sprachlichen Fähigkeiten der Deutschen? In: Muttersprache 100, S. 233–243.
- Hoberg, Rudolf (1995): Sprachbewertung und Sprachberatung: Einführende Überlegungen zur Diskussion. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, S. 1–5.
- Hoberg, Rudolf (1996): Fremdwörter. Wie soll die Gesellschaft für deutsche Sprache sich dazu verhalten? In: Der Sprachdienst 40, S. 137–142.
- Hoberg, Rudolf (1999a): Deutsch und Englisch. In: Der Sprachdienst 43, S. 217.
- Hoberg, Rudolf (1999b): „Besseres Deutsch“. In: Der Sprachdienst 43, S. 239.
- Hoberg, Rudolf (2000): Sprechen wir bald alle Denglisch oder Germeng? In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u. a., S. 303–316.
- Ickler, Theodor (1997): Kritischer Kommentar zur „Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“. Erlangen–Jena.
- Janich, Nina/Greule, Albrecht (Hrsg.) (2002): Sprachkulturen in Europa. Ein internationales Handbuch. Tübingen (erscheint).
- Kirkness, Alan (1975): Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789–1871. Eine historische Dokumentation. Teil 2. Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1980): Sprachpflege als angewandte Sprachwissenschaft. In: Der Sprachdienst 24, S. 97–107.
- Law, Claudia (2002): Das sprachliche Ringen um die nationale und kulturelle Identität Deutschlands. Puristische Reaktionen im 17. Jahrhundert und Ende des 20. Jahrhunderts. In: Muttersprache 112, S. 67–83.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen, S. 1–18.
- Müller, Gerhard (1993): Sprachpflege? Sprachkritik? Sprachkultur? In: Der Sprachdienst 37, S. 161–163.
- Müller, Gerhard (1998): Normen und Normbedürfnisse aus Sicht der Sprachberatung. In: Der Deutschunterricht 50, Heft 3, S. 61–66.
- Nüssler, Otto (1982): Über die Unmöglichkeit, die Sprache zu pflegen. In: Der Sprachdienst 26, S. 97–104.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (1988): Frühneuhochdeutsches Lesebuch. Tübingen.
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schiewe, Jürgen (2001): Aktuelle wortbezogene Sprachkritik in Deutschland. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin–New York, S. 280–296.
- Schlosser, Horst Dieter (1993): Die Pflege der deutschen Sprache als Kultivierung der Vielfalt. In: Der Sprachdienst 37, S. 159–161.
- Schlosser, Horst Dieter (2000): Lexikon der Unwörter. O. O. [Gütersloh].

- Schmidt, Hartmut (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Ägel, Vilmos/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, S. 321–342.
- Siewert, Klaus (1996): Von der Sorge um unsere Sprache. In: Der Sprachdienst 40, S. 182–185.
- Stellungnahme (1999) = Stellungnahme der Gesellschaft für deutsche Sprache zum englischen Einfluss auf die deutsche Gegenwartssprache. In: Der Sprachdienst 43, 217–220.
- Stickel, Gerhard (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: ders. (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Berlin–New York, S. 16–44.
- Stöckhardt, Julia (2000): Sprachpflege: Was, wozu, für wen, wie? Vier Fragen – vier Thesen. In: Der Sprachdienst 44, S. 204–209.
- Villiger, Hermann (1995): Sprachpflege nach heutigem Verständnis. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, S. 147–160.
- Weinrich, Harald (1985): Wege der Sprachkultur. Stuttgart.
- Wermke, Matthias (1998): Aus der Praxis der Dudenredaktion. In: Greule, Albrecht/Lebsanft, Franz (Hrsg.): Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996. Tübingen, S. 13–23.
- Wiechers, Silke (1996): Der Sprachberatungsdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden). Darstellung der schriftlichen Sprachberatung 1985–1994. Tübingen (unveröffentl. Magisterarbeit).
- Wiechers, Silke (2001): „Wir sind das Sprachvolk“ – aktuelle Bestrebungen von Sprachvereinen und -initiativen. In: Muttersprache 111, S. 147–162.
- Wiesinger, Peter (Hrsg.) (2002): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“. Bd. 1: Grußworte und Eröffnungsvorträge – Plenarvorträge – Diskussionsforen – Berichte. Bern u. a.
- Wimmer, Rainer (1994): Sprachkritik und Sprachkultur. In: Heringer, Hans Jürgen u. a. (Hrsg.): Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen, S. 253–264.
- Zabel, Hermann (1989): Der gekippte Kaiser. Dokumentation einer Pressekampagne zur Rechtschreibreform. Bochum.
- Zabel, Hermann (1996): Keine Wüteriche am Werk. Berichte und Dokumente zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Hagen.

Adresse des Verfassers:

Dr. Jochen A. Bär, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg

e-mail: jochen.baer@gs.uni-heidelberg.de